

Salzkorn

klarer - schärfer - lebendiger
Anstiftung zum gemeinsamen Christenleben

ANDERS

ANNÄHERUNG AN DAS FREMDE



[123] CHRISTUS IM ANDEREN

Gott hat jeden von uns anders gemacht. Er hat uns den Anderen nicht an die Seite gegeben, damit wir ihn beherrschen oder uns unterwerfen, sondern ihn uns als ein Du zur Seite gestellt, damit wir über ihn und in ihm den Schöpfer finden. Die Ich-Werdung braucht das Du Gottes und des Anderen.

In seiner geschöpflichen Freiheit wird mir der Andere Grund zur Freude, während er mir als Aufgabe nur Mühe und Not ist. Gott will nicht, dass wir einander nach unserem Bild formen. Er hat den Andern zu seinem Ebenbild gemacht und will durch ihn auch in mir immer mehr davon ans Licht bringen.

AUS: WIE GEFÄHRTEN LEBEN
EINE GRAMMATIK DER GEMEINSCHAFT
DIE OJC-KOMMUNITÄT MIT DOMINIK KLENK
FONTIS – BRUNNEN BASEL 2013

ANSTÖSSE

- 52 **Liebe Freunde!**
Konstantin Mascher

DER FREMDE – REICHTUM IN VIELFALT

- 55 **Willkommen!**
Damit aus Fremden Freunde werden
Klaus Sperr
- 56 **Alarmstufe Fremd** -----
Wie wir uns mit dem Befremdlichen befreunden
Ute Paul
- 61 **Gott im Gaststatus**
Theologische Annäherungen an das Fremde
Theo Sundermeier

DER ANDERE – RAUM DER BEGEGNUNG

- 64 **Türkisch für Fortgeschrittene**
Miteinander leben – voneinander lernen
Interview mit Andrea Friedrich
- 71 **Aus Babel getürmt** -----
Vom Segen der sprachlichen Vielfalt
Frank Paul
- 76 **Das Fenster der Tora**
Gottes Verheißungen nachbuchstabiert
Írisz Sipos
- 78 **Sergej und der Wolf**
Freundschaft als Brücke über den Ostwest-Konflikt
Gespräch mit Sergej Jelnikov

DER WILLKOMMENE – ANGEBOT ZUR HEIMAT

- 68 **Ossi auf großer Fahrt**
Wie ich in der Ferne zu mir fand
Rebekka Havemann
- 82 **Im Dampfkochtopf der Liebe**
Nähe wagen mit 52
Almut H.
- 84 **Die Anderen: ganz real, ganz nah!** -----
Erste Erfahrungen im Internationalen Café
Martin Boller / Corona Schumann
- 86 **Fremd in der Heimat**
Aus Costa Rica über Reichelsheim ins Schwabenland
Philipp Schad

OJC AKTUELL

- 88 OJC News
- 90 Leserbrief
- 91 OJC Info
- 93 Impressum
- 94 Termine und Seminare
- 96 **Tag der Offensive TDO 2015**



Was geht in uns vor, wenn wir Fremden begegnen? Was melden Auge, Nase, Ohr? Kann man das Fremden verlernen, ohne dabei eigene Sehnsüchte und Vorstellungen auf den Anderen zu projizieren? **Ute Paul** lotet die pädagogischen Möglichkeiten für die Ausbildung einer interkulturellen Kompetenz aus. – S. 56



Vom **Turmbau zu Babel** über das Pfingstwunder bis zum himmlischen Jerusalem schlägt die Heilsgeschichte den großen Bogen der Freiheit, der Freundschaft und des Friedens zwischen den Völkern. **Frank Paul**, Missiologe und Koordinator der weltweiten OJC-Projektpartnerschaften, lädt ein, die Geschichte von der „Verwirrung der Sprachen“ gegen den Strich der verwirrten Auslegungstradition zu lesen. – S. 71



„**Internationales Café**“ – so lautet der Name eines Projekts in den Kinderschuhen. Seit Februar öffnet die Jugendkneipe JIG die Türen für alle, die die Begegnung mit den in Reichelsheim lebenden Asylanten aus Eritrea suchen. Unsere Freiwilligen, **Martin Boller** und **Corona Schumann**, berichten von ihren Erlebnissen. – S. 84

Es ist hier also der Fremde nicht in dem bisher vielfach berührten Sinn gemeint, als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt.

Georg Simmel

Liebe Freunde,

wir Deutschen sind nicht nur Fußball-, sondern auch Reiseweltmeister. Niemand sonst lässt so viel Geld springen, um in ferne Länder zu reisen. Neugierig und weltoffen jetten wir von Kontinent zu Kontinent, um das exotisch Andere in uns aufzusaugen. Und wir freuen uns über den spendablen Touristen, „der heute kommt und morgen geht“. Auch unser Alltag ist angefüllt mit Gütern aus der Fremde: Irgendwer stellt irgendwo unsere Nahrungsmittel, Kleider und elektronischen Geräte her. Bei so viel bereitwilligem Import von Fremdem dürfte uns das aktuelle Geschehen eigentlich keine Schwierigkeiten bereiten. Die Praxis aber zeigt: Wir fremdeln ganz schön mit dem Fremden.

Fremdheit als Bedrohung

Wir erleben die größte globale Flüchtlingskatastrophe seit dem Zweiten Weltkrieg. Laut UNO-Flüchtlingshilfe sind über 50 Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg, Gewalt, Hunger und Ausbeutung. Mehr als 16 Millionen verlassen ihr Land, und ein kleiner Teil sucht in Deutschland eine Bleibe. Das stellt uns vor Herausforderungen, denen wir uns nicht gewachsen fühlen. Die Pegida-Märsche sind ein moderater, der Brandanschlag in Tröglitz ein extrem gewalttätiger Ausdruck der großen Verunsicherung und der tiefsitzenden Angst vor dem Fremden, der „heute kommt und morgen bleibt“. Dabei gedenken wir gerade in diesem Jahr der 14 Millionen Flüchtlinge, die vor 70 Jahren ihre Heimat verlassen und im zerbombten Deutschland eine neue Existenz gründen mussten. Auch die Annalen meiner Familienchronik zeugen von derart erzwungener Migration. Wir haben Grund zur Dankbarkeit, dass andere Menschen

unsere Vorfahren aufgenommen und ihnen den Neuanfang ermöglicht haben. In Reichelsheim, wo einst viele Vertriebene neue Heimat gefunden haben, geht es vielen Familien ähnlich. Vielleicht trägt dies dazu bei, dass eine kleine, engagierte Initiative, der Runde Tisch für int. Verständigung und die OJC zusammen mit im Ort untergebrachten Flüchtlingen aus Eritrea, im Begegnungszentrum der OJC ein „**Internationales Café**“ eröffnet hat – als Experiment der Gastfreundschaft an jeweils einem Nachmittag in der Woche (S. 84). Das Schicksal der Flüchtlinge gemahnt daran, wie dünn die „Decke der Zivilisation“ ist. Wie schnell kann eine Krise in die Katastrophe münden! Auch unser nach allen Seiten mit tausend Vorkehrungen abgesichertes Leben ist alles andere als sicher.

Vor über einem Jahr überrumpelte Russland den Westen, als es inmitten der gewaltsamen Umbrüche in der Ukraine die „Abspaltung“ der Krim vorantrieb und die Halbinsel militärisch besetzte. Seitdem eskaliert der ethnische Konflikt in der Ost-Ukraine und die Welt schaut hilflos zu. Innerhalb kürzester Zeit erreichte das Verhältnis zwischen Ost und West den Gefrierpunkt. Europa scheint in einem neuerlichen Kalten Krieg der Sanktionen und militärischen Drohgebärden zu erstarren. Wir haben unseren langjährigen Freund **Sergej Jelnikov** aus Moskau befragt, wie er das Verhältnis der Russen zu den Deutschen wahrnimmt. Seine Beurteilung der Situation fällt nüchtern aus, doch ist er auf lange Sicht zuversichtlich und betont: Freundschaften sind tragende Brücken über der zunehmenden Entfremdung (S. 78). Zum Glück und Gott sei Dank teilt der „antifaschistische Schutzwall“ Deutschland seit bald 26



Jahren nicht mehr, aber die Narben der Geschichte, die ja stets auch die Geschichte von einzelnen Menschen ist, sind noch nicht verheilt. Vor uns liegt ein langer Weg aufeinander zu. **Rebekka Havemann**, die vor zehn Monaten aus Reichelsheim zu den Geschwistern der Greifswalder OJC-Auspflanzung gewechselt ist, stammt selbst aus Mecklenburg-Vorpommern und erzählt, wie sie im Ausland zur Deutschen und im Westen zum „Ossi“ wurde (S. 68).

Fremdheit zulassen – sich einlassen

Jean Vanier, Gründer der Arche-Gemeinschaften, schreibt: „Der Fremde ist oft prophetisch: Er lässt unsere Schranken und unsere Ängste in sich zusammenfallen – oder er lässt uns bewusst werden, dass sie existieren, und er verstärkt sie noch.“ Damit das Prophetische greifen kann, braucht es, so der Gewalt- und Konfliktforscher Andreas Zick, „ein Lernen durch Erfahrung“ und eine Umwelt, „die der Fremdheit mit Neugier und Faszination begegnet statt mit Ablehnung und Angst.“ Seit vielen Jahren führen wir **Internationale Begegnungs- und Baucamps** durch, um genau dafür Raum zu schaffen. Im begleiteten und reflektierten Miteinander entsteht jene Neugier auf die so anderen Menschen, deren Herkunft und Schicksal. In dieser Zeit werden nicht selten dauerhafte Bande der Freundschaft über ethnische, politische und gesellschaftliche Grenzen hinweg geknüpft. Lässt sich Fremdbegegnung lernen und lehren? Die pädagogische Leiterin des Erfahrungsfeldes Schloss Reichenberg **Ute Paul** geht dieser Frage nach (S. 56). Wer an weiteren praktischen Antworten interessiert ist, sei herzlich zum OJC-

Seminarwochenende im Oktober eingeladen: „**Die Fremden verstehen – kulturelle Vielfalt als Lernfeld und Segen**“ mit Ute und Frank Paul sowie Dr. Jürgen Friedrich (S. 94), der mit seiner Frau Andrea und den Kindern 15 Jahre in der Türkei gelebt hat. Die Referenten haben viel Erfahrung im Erwerb konkret-praktischer interkultureller Kompetenz. **Andrea Friedrich** erzählt erfrischend ehrlich von ihre Zeit in der Türkei, von Herausforderungen und Fettnäpfchen, die sie vieles, auch über sich selbst, gelehrt haben (S. 64).

Fremdkörper

In diesen Wochen gedenken wir zweier Märtyrer, die von dem harschen System, in dem sie jeweils lebten und wirkten, wegen ihres unbequemen und unbestechlichen Hinstehens verfolgt wurden. Vor 600 Jahren büßte der böhmische Theologe und Priester **Jan Hus** (1339–1415) auf dem Scheiterhaufen dafür, dass er die Missstände in der Kirche beim Namen nannte, Reformen forderte und nicht bereit war, seine Lehren zu widerrufen. Der Theologe und Widerstandskämpfer **Dietrich Bonhoeffer** (1906–1945) wurde am 9. April vor 70 Jahren hingerichtet. In seiner Bilanz „Nach zehn Jahren“ Hitlerherrschaft gibt es einen Leitsatz, der die OJC in ihrem Auftrag inspiriert und herausgefordert hat: „Die letzte verantwortliche Frage ist nicht, wie ich mich heroisch aus der Affäre ziehe, sondern wie eine kommende Generationen weiterleben soll.“ Beide Liebhaber der Kirche Jesu hielten an ihrem Heiland fest und strahlten noch bei der Hinrichtung Glaubensgewissheit, Hoffnung und Zuversicht aus. Ihr Leben und Sterben sei uns mahnendes und ermutigendes Zeugnis gegen den faulen Kompromiss und die geistliche Verblendung.

Fremd-Sprache und Macht

Nichts fürchten totalitäre Systeme so sehr wie klare Worte – und nichts wollen sie sich so sehr gefügig machen wie die Sprache. Das erleben wir in gewissem Maße auch heute: Die Besetzung und Umdeutung von Begriffen, Auflösung alter und Einführung neuer Tabus, die Zensur und Selbstzensur bei bestimmten Inhalten, die Ächtung von Meinungen, die dem Mainstream entgegenstehen.

Dies alles gibt uns eine Ahnung von der Dynamik sprachlicher Inszenierung, die zuweilen absurde Blüten treibt, wie etwa bei der *gegenderten* deutschen Sprache mit Schrägstrich (Christ/in), Binnen-I (ChristInnen), Unterstrich (Christin_innen), Sonderzeichen (Christ*innen) oder gar der X-Variante (Christx). Die noble Absicht ist der Abbau ungerechter Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern. Doch dieser „im Windkanal der Konformität glatt geschliffene“ (Udo Di Fabio) Neusprech schießt über das Ziel hinaus und mutiert zu einem babylonischen Sprachungetüm, aus dem der „neue Mensch“ als konturloses politisch korrektes Neutrum hervorgeht. Doch Sprache ist nie neutral. Sie transportiert Identität, und wer sie definiert, hat ein wichtiges Mittel, um Macht zu festigen und auszuweiten. Das gilt heute wie damals beim **Turmbau zu Babel**, als König Nimrod fremde Völker seiner Herrschaft unterwarf und ihnen die Sprache seiner Kultur aufoktrozierte. Gott befreite die Menschen, indem er das Sprachmonopol des Mächtigen aufbrach. **Frank Paul** eröffnet neue Perspektiven auf diese biblische Erzählung und deren Echo im Pfingstbericht und in der Offenbarung (S. 71).

Fremdperspektiven in „Panorama“

Wenn wir Freitag morgens kurz vor sieben Uhr den Reichenberg erklimmen, um das Abendmahl in der Schlosskapelle zu feiern, fühlen wir uns ein bisschen wie im Himmel. Umso härter holte uns ein NDR-Fernsehteam in die raue Wirklichkeit zurück, das am Schlosstor mit gezücktem Mikrofon und vorgehaltener Kamera von uns wissen wollte, wie die OJC zur Homosexualität stünde. Das Resultat dieser Investigation wurde am 7. April ausgestrahlt. Die Reportage, eine medial inszenierte Jagd auf entsprechend vorgeführte „Ewiggestrige“ und „strenggläubige Christen“, endete mit der reichlich anmaßenden Empfehlung an die Evangelische Kirche, was sie in den eigenen Reihen zu tun und zu lassen habe. „Schwulenheiler“ (so auch der Titel der „Panorama“-Sendung) hätten dort nichts verloren, sondern gehörten diskreditiert und verurteilt. Geistesgegenwärtig stellte der **Vizepräsident des EKD-Kirchenamtes** Friedrich Hauschildt klar, dass es nicht die Aufgabe der Kirche sei, bestimmte Gruppen zu verurteilen.

Das gelte für Homosexuelle ebenso wie für die, die Homosexualität anders bewerten. In mehreren Pressemitteilungen (www.dijg.de/pressemitteilungen/) stellen wir unsererseits erneut klar, dass wir für Selbstbestimmung und Freiheit eintreten. Die gilt für Menschen, die eine homosexuelle Identität annehmen, sowie für diejenigen, die ihre Sexualität im Einklang mit ihrer leiblichen Wirklichkeit und ihrer geistlichen Überzeugung gestalten und dafür professionelle therapeutische Hilfe in Anspruch nehmen möchten.

Prophylaxe gegen Entfremdung

Dass wir einander Fremde sind und es auch bei aller Nähe und trotz christlicher Geschwisterschaft bleiben dürfen, wissen wir nach 47 Jahren Gemeinschaftsleben ganz gut einzuordnen. Damit wir uns aber nicht entfremden, braucht es die **Erzählgemeinschaft**. Unsere Grammatik des gemeinsamen Lebens sagt: „Erzählen ist menschlich – und Erzählen macht menschlich. Erzählen benötigt Zeit – und Erzählen überwindet Zeit. Erzählen braucht Gemeinschaft – und Erzählen schafft Gemeinschaft. Wo Menschen Anteil geben können an dem, was ihnen widerfahren ist, da wachsen im Hören und Reden Horizonte der Hoffnung und Heilung.“ In den zweckfreien Räumen des Miteinanders, deren Wirkung über jede Rhetorik, Pädagogik und Methodik hinausgeht, üben wir uns in der **Gastfreundschaft** als einer kostbaren Gabe des Geistes. So lernen wir, ganz im Sinne der Jahreslosung, einander anzunehmen, wie Christus uns angenommen hat – zum Lob Gottes (Röm 15,7).

Treten Sie ein in den Kreis unserer Erzählgemeinschaft: Lassen Sie sich berichten von unseren Erfahrungen im Dienst am Reich Gottes und geben Sie uns Anteil an den Ihren! Kommen Sie an Himmelfahrt zum **Tag der Offensive** (S. 96) und feiern Sie mit uns den Auferstandenen, der seine Jünger in die Fremde sendet, um Menschen in seinem Namen zu befreien!

In Vorfreude auf die Begegnung mit Ihnen grüßt Sie im Namen der OJC-Kommunität Ihr

Konstantin Mascher

Konstantin Mascher

abgeschlossen am 20. April 2015 (47. OJC-Geburtstag)

WILLKOMMEN!

DAMIT AUS FREMDEN FREUNDE WERDEN
VON KLAUS SPERR

Irgendwann mal war alles fremd.
Als wir in diese Welt geboren wurden,
gab es ausschließlich Fremdes. Für uns.
Und auch wir selbst waren Fremde.
Für die Anderen.
Alle Freunde, die wir heute haben, waren einst Fremde.
Sie für uns und wir für sie.
Im Anfang ist alles fremd, alles will kennengelernt sein.
Selbst wir waren uns fremd. Sich kennen will gelernt sein.
Wer sich fremd bleibt, dem bleiben alle Fremde.
Wer sich mit sich anfreundet,
dem können alle zum Freund werden.

Damit aus Fremden Freunde werden können, müssen sie zunächst Gäste sein dürfen. So begann auch die OJC. „Gutes zu tun und mit andern zu teilen vergesst nicht, denn solche Opfer gefallen Gott.“ (Hebr 13,16) Dieses Berufungswort führte zur Einladung an (noch) fremde Menschen. Im Neuen Testament heißt Gastfreundschaft *Philoxenia*. *Philia* ist die freundschaftliche Liebe. *Xenos* ist der Fremde. *Philia* ist eine Haltung, die in eine Tat mündet. *Xenos* ist der, dem diese Haltung als Tat begegnet. Beides zusammen meint Gastfreundschaft als freundschaftliche Liebe zum Fremden. Eine tatsächliche Freundschafts-Haltung auf Vorschuss. So wird aus dem Fremden mein Gast – auf dass aus meinem Gast ein Freund werden kann.

Gastfreundschaft ist eine Brücke.
Ich lasse den Fremden mit all seinem Befremdlichen an mich heran.
Ich mute mich meinem Gast als ein Fremder mit all meinem Befremdlichen zu.
Ich übe mich im Respekt: im re-spect, dem immer wieder Hin- und Her-sehen.
Im gegenseitigen re-spect: dem wechselseitigen sich An-sehen.

Nur was ich an mich heranlasse, kann mir nahe kommen.
Nur wenn ich mich traue, kann Vertrautes wachsen.
Nur was ich zulasse, öffnet sich.
Nur den, den ich zu mir lasse, vermag ich mir vertraut zu machen.
Vertraute machen das Leben reicher.
Aus Gastfreundschaft erwächst Zugewinn.
Gastfreundschaft ist die Brücke.
Auf dass aus Fremden Freunde werden:
Fremde – Gäste – Freunde: Zugewinngemeinschaft!

Irgendwann mal waren wir alle einander fremd –
als Gäste auf unserem Planeten.
Irgendwann mal werden wir alle einander freund –
als Gäste im ewigen Haus Gottes.
Bleibend sind wir Gäste: hier und dort.
Willkommene Gäste.
So finden wir Heimat: hier und dort. Bleibende Heimat.





© theisero | photocase.de

ALARMSTUFE FREMD

WIE WIR UNS MIT DEM
BEFREMDLICHEN BEFREUNDEN
EIN WERKSTATTBERICHT

VON UTE PAUL

Die Reaktionskette ist längst ausgelöst, bevor ich einen klaren Gedanken fassen kann: Vor mir am Tor steht ein hagerer Mann. Der Kragen seines Hemdes ist abgewetzt und es fehlt ein Knopf. Die leichten Stoffschuhe sind grau vom Staub. Der Mann lächelt schüchtern und entblößt dabei eine lückenhafte Reihe halber Zähne. Ein Geruch nach Rauch und Schweiß kommt mir entgegen und meine Nase meldet im Bruchteil einer Sekunde direkt ans zentrale Nervensystem Signale: Fremd! Abstand! Unwohl! Dann setzt die Wiedererkennung ein. „Pablo!“ rufe ich, „schön, dass du kommst!“ Erinnerungen an vorherige Besuche werden lebendig. Dieser Mann verbreitet eine friedliche, stille Atmosphäre. Er kann aufmerksam zuhören und wenn er lacht, dann legen sich um seine Augen viele Falten. Mein zentrales Nervensystem regt sich wieder ab und ich reiche Pablo die Hand, wundere mich nicht, dass er mich nicht anschaut, und rufe in Richtung Haus: „Frank, Pablo ist da!“ Unser Gast zieht einen Stofflappen aus der Hosentasche und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Als Frank aus der Tür tritt, strahlt Pablo, gibt ihm die Hand, lässt sie aber nicht gleich wieder los, sondern beginnt spontan laut zu beten. Vor lauter Freude laufen ihm Tränen die Wangen herunter. Nach dem Begrüßungsritual ist schnell klar: Pablo wird heute unser Ehrengast sein und zum Essen bleiben. Dem Fremden begegnen – geschehen ungezählte Male in der Ferne.

Schule der Fremdheit

Seit wir aus Argentinien wieder zurück in Deutschland sind, wünsche ich mir, die erfahrenen Herausforderungen, Lernprozesse und Bereicherungen auch im hiesigen Kontext, besonders in der eigenen OJC-Kommunität, zu teilen. Möchten wir doch junge Freiwillige begleiten und prägen, Seminartage und interkulturelle Begegnungscamps durchführen, mit ihnen zu unseren Projektpartnern reisen und in deren Welt eintauchen. Wir wollen Fortbildungen für Lehrer und Lehrerinnen zum Thema „Interkulturelle Kompetenzen stärken“ anbieten. Wir haben in Reichelsheim viele internationale Gäste. Aber weit darüber hinaus ist die tägliche Begegnung mit den Fremden hier

in Westeuropa zum Normalfall geworden, in der Nachbarschaft, in der Schule, im Betrieb, und es ist eine vitale Frage, wie wir diesen Normalfall gestalten.

Um etwas weitergeben zu können, schien es mir wichtig zu verstehen, was da „abgeht“ in der Begegnung mit dem Fremden. Was geschieht in Situationen, in denen Auge, Nase, Ohr melden: fremd!? Und wie können die Wege aufeinander zu besritten werden? Ich stieß bei meiner Suche auf ein Grundlagenwerk des Religions- und Missionswissenschaftlers aus Heidelberg, Prof. i.R. Theo Sundermeier: „Den Fremden verstehen – eine praktische Hermeneutik“¹. Zunächst galt mein Interesse der ganz pragmatischen Frage: Kann man Fremdbegegnung lernen? Und wenn ja: Welche pädagogischen Möglichkeiten könnten uns zur Verfügung stehen? Verliert man die Angst? Wird die Hürde niedriger? Aber Sundermeier lässt die Pädagogik als nachgeordnete Disziplin außen vor. Erst verstehen, dann umsetzen. Ich werde wohl tiefer graben müssen, bevor ich konkrete didaktische Entscheidungen treffen kann. Also gehe ich weite Wege mit dem Autor durch ethnologische, kunstgeschichtliche und philosophische Perspektiven und lande dann mit ihm bei der Kommunikationswissenschaft. Schon die Zielsetzung dieses Abschreitens lässt mich aufhorchen. Mit Worten von H. Plessner: „Verstehen ist nicht das sich Identifizieren mit dem Anderen, wobei die Distanz verschwindet, sondern das Vertrautwerden in der Distanz, die das Andere und Fremde zugleich sehen lässt.“ (s. Fußnote S. 163). Auch die Warnung, dass die Begegnung mit dem Fremden nicht dazu gedacht ist, dass ich dabei zum Ich *werde*, sondern gelingen kann, wenn ich mir meiner selbst bereits bewusst *bin*.² Dann kann die Begegnung in der Weise fruchtbar werden, dass dem Fremden sein Anderssein zugestanden und respektiert wird, und man sich zugleich durch die Begegnung verändern lässt.³

Stufe um Stufe

Selbstverständlich geht es bei dieser Art von Verstehen nicht um richtiges Denken, sondern um die Untrennbarkeit von Verstehen und

(entsprechendem) Handeln, was dann wiederum zu neuem Erstaunen und Fragen führt, zu Neugier und Offenheit und einem weiten Raum, in den man hineintritt. Für meine pädagogischen Ziele von großem Nutzen ist ein **Stufenmodell zum Verstehen des Fremden**, von dem der Autor meint: „Nicht ein Schritt darf weggelassen oder übersprungen werden, wenn nicht die Begegnung von Anfang an zum Scheitern verurteilt sein soll.“⁴ Also lese ich die Tabelle und alle Erläuterungen vorwärts, rückwärts, seitwärts, auf und ab. Hier wird etwas analysiert, was in der konkreten Begegnung kaum so stufenweise abläuft, sondern eher verschmilzt. Aber wie in Zeitlupe wird deutlich, welche Reaktionen zu erwarten, welche Hürden zu nehmen, welche Chancen zum tieferen Verstehen bestehen. Mich ermutigt das Stufenmodell, konkrete didaktische Einheiten zu entwerfen, von denen einige hier beschrieben werden sollen. Ziel ist es, die Begegnung mit den Fremden mit weniger Angst, Abgrenzung, Vor-Urteil und Verhärtung zu gestalten. Sicher bleiben diese Einheiten nur Annäherungen an das Modell, aber in der Manier unseres Erfahrungsfeldes auf Schloss Reichenberg sollen sie ganz praktische Aha-Erlebnisse erzeugen, zum Nachdenken anregen und allmählich das Handeln prägen.

Weichenstellung beim Wahrnehmen

Wir fangen vorne an, auf der ersten Stufe, in der die Person, die vor uns steht, wahrgenommen wird (als **Phänomen**). Hier werden die Weichen bereits gestellt, ob es bei der Begegnung vorschnell zu Urteilen kommt, die alles Weitere im Keim ersticken, oder ob das fremde Gegenüber zwar verwirrend oder beunruhigend wirkt, aber schlichtweg anders sein darf. Fremdheitserfahrung ist nicht zu vermeiden. Furcht ist oft die erste und eigentliche Reaktion, die als solche wahrgenommen werden darf. Klingt theoretisch, deshalb üben wir das im Seminar praktisch und kommen unserer selektiven Wahrnehmung, gekoppelt mit eingeübten – oder medial geprägten – Interpretationsmustern auf die Spur: *Auf einem Foto ist ein halb nacktes Kind zu sehen. Es sitzt nass und zusammengekauert auf einem Fels in einem Bach. Seine Gesichtszüge lassen Südamerika als Heimat vermuten. Die Teilnehmenden können ihre Beobachtungen der Szene aufschreiben. Schnell steht da: „Ein Kind, von der*

Mutter verlassen, im Wald ausgesetzt, friert, allein.“ Anschließend sortieren wir unsere Kommentare: Beobachtungen, Interpretationen, Wertungen. Das Beispiel zeigt, dass nicht viele reine Beobachtungen übrig bleiben (ein Kind). Wir lösen das Rätsel auf und liefern einige ergänzende Informationen: „Dieses Kind aus Kolumbien hat mit seiner Familie einen Ausflug in ein beliebtes Naherholungsgebiet unternommen, durch das auch ein kleiner Bach fließt, in dem man wunderbar baden kann. Dort ist dieses Foto entstanden.“ Allgemeines Gelächter, ein bisschen verschämt, ertappt.

Vom Urteilen zum Beobachten

Die subjektive **Haltung**, die es auf der **Phänomenebene** braucht, nennt Sundermeier „sich des Urteils enthalten“, das sei „die vielleicht schwierigste, aber in der ersten Begegnung allernotwendigste Haltung“⁵. *Ich erinnere mich, wo ich Pablo kennenlernte: Frank und ich besuchten einen Toba-qom-Gottesdienst. Das niedrige Blechdach reflektierte die Hitze in die kleine Kirche. Die einfachen Holzbänke hatten keine Lehne. Der Gottesdienst ging schon drei Stunden. Einer nach dem anderen wurden die Besucher nach vorne gerufen, um ihre Gedanken zu einem Bibeltext zu teilen. Da ich gleich neben dem Gang saß, konnte ich genau sehen, wer als Nächstes zum Rednerpult lief. Die Hose des Mannes war mehrfach geflickt, die einfachen Stoffschuhe staubig. „Was wird der schon zu sagen haben“, hörte ich mich denken, während ich mich auf der Bank in eine bequemere Position zu schieben versuchte. Der Mann trat hinter das Pult, richtete sich auf, blickte ruhig die Besucher an und begann eine kleine Rede zu halten, bei der meine Müdigkeit verflog und das Erstaunen wuchs. „Manchmal verstehen wir nicht, was wir mit Aussagen aus dem Alten Testament anfangen sollen, liebe Brüder und Schwestern“, begann er, um dann klar und für die Zuhörer verständlich einen Bogen zu schlagen ins Neue Testament, zu Jesus, dem Vollender und Erfüller. „An Jesus müssen wir alles messen. Dann können wir das Alte Testament verstehen.“ Während ich zuhörte, schämte ich mich, dass ich nach dem äußeren Erscheinungsbild dieses Mannes gerurteilt hatte. Ich fühlte mich ebenso ertappt wie später die Teilnehmer im Seminar.*

Vom Befremdlichen ...

Damit gehen wir weiter zur zweiten Stufe, der **Zeichenebene**. Mit Zeichen meint Sundermeier das, was die Angehörigen einer Gruppe von denen einer anderen Gruppe äußerlich unterscheidet: Kleidung, Sprache, Frisur, Gestik, Verhalten. Meist ist uns das eigene Repertoire wenig bewusst, es gehört zu unserem Menschsein. Aber die Zeichen der anderen werden umso deutlicher und wie gefiltert wahrgenommen. Um es uns leichter zu machen, Freund und Feind zu unterscheiden, bilden wir Verallgemeinerungen und Stereotypen. Ist das Kopftuch ein Zeichen für die Unterdrückung der Frau? Wofür stehen lange Haare bei Männern? Was ist mit Springerstiefeln und kahl geschorenen Köpfen? Sundermeier sieht darin zunächst einen simplen Mechanismus der Grenzziehung. Diese Signale des Andersseins schützen beide Seiten davor, vorschnell Grenzen zu überschreiten⁶. Damit die konkrete Begegnung weiterhin eine Chance hat, braucht es allerdings die Bereitschaft, „die Zeichen des anderen nicht als gegen uns gerichtete Abgrenzungszeichen zu deuten“ und sie in ihrem Kontext stehen zu lassen.

durch Sympathie ...

Ja, aber wenn dann doch als erstes wieder Furcht in uns hochsteigt, Abwehr, Ärger? Dann braucht es nicht das weitere Bewegen im Gehirn, sondern die **Teilhabe** – z. B. **an einem Fest!** Als Gast an einem Fest der ganz anderen teilnehmen. Die türkische Großfamilie in der Nachbarschaft feiert Silvester. Oder der Opa hat Geburtstag. Wir könnten mit eintauchen in die Musik, die Ungezwungenheit, den Tanz, das gute Essen. Uns ein wenig in der Kultur und ihren fremden Zeichen bewegen, sie mit leichter Seele auf uns wirken lassen. Dabei kann die Fremdheit abfallen und Vertrautheit wachsen.⁷ Es ist wie ein Sich-Heraus-Wagen unter besonders geeigneten Umständen, eine kleine Expedition in eine fröhliche Ausnahmesituation. Ohne **Sympathie** wird man sie wohl nicht unternehmen. Und wenn es uns zu fremd wird, zu anstrengend, zu verunsichernd, dann ist ebenso die Bewegung wichtig und nötig, „wieder bei sich einzukehren“, damit die Fremdheit nicht zur Überforderung und damit zur Bedrohung wird.

Als unser OJC-Jahresteam nach Bosnien reiste, nahm sie auch die Einladung zu einer Wochenendfreizeit der Roma-Gemeinde an. Drei Tage mit ihnen feiern, singen, essen, beten, und dabei erleben, wie die Gastgeber auf ihre Weise das Zusammensein gestalteten. Sich danach wieder davon erholen und die Eindrücke miteinander besprechen. Auch bei den interkulturellen Jugendbegegnungen sind Feste fest eingeplant. Tanz, Musik, Essen haben für die Atmosphäre schon Erstaunliches hervorgebracht. Miteinander lachen, ohne genau die Worte des anderen zu verstehen; einen Rhythmus gemeinsam schlagen, der keine Worte braucht; sich bei ungewohnten Tanzschritten den Bauch halten vor Lachen und sich ein bisschen weniger schämen voreinander; sich die besten Stücke des Büfetts gegenseitig auf die Teller legen usw. Da fällt die Mühe des Semintages und manch unauflösbarer Unterschied von den Teilnehmern ab. Auf diese Art von Teilhabe kann ein tieferes Verstehen folgen. Dazu braucht es allerdings „die längst vergessenen Tugenden ... der Geduld und der Bescheidenheit“ (S. 165).

Anders als in der interkulturellen Begegnung ist in den Seminaren für Multiplikatoren („Kulturelle Vielfalt als Lernfeld und Segen“, s. S. 95) auf der Stufe der Zeichenebene eine Übung zum Bewusstwerden und Bearbeiten von Stereotypen vorgesehen. Ernüchternd aufschlussreich sind die Ergebnisse, die die Teilnehmer spontan und ohne eigene innere Zensur zu verschiedenen Begriffen notiert haben. Bei „der Russe“ stehen schnell Worte wie Wodka, korrupt, Putin. Wir probieren weitere: „der Schweizer“, „die Italienerin“, „die Türkin“ usw ... Jetzt nehmen wir die Notizen zur Grundlage für mehrere weitere Arbeitsschritte und bitten die Teilnehmer: aus den Assoziationen einen Satz schreiben. Dazu fünf auswählen:

- *Erforschen: Woher kommt mein Bild?
Erleben: Wo, wie, wie viel?
Erfahren: Medien, TV, Zeitung
Erzählen: Gehört, von wem, wann?*
- *Ergebnisse in den Satz einbauen, Satz umformulieren, z. B. „Ich habe einmal im Fernsehen gesehen, ...“*
- *Zu zweit darüber austauschen: Inwiefern ist mein Satz verständlich, nachvollziehbar?*
- *Gefühle wahrnehmen, die ich mit diesem Satz verbinde*

- Erneut Satz umformulieren, diesmal an eine konkrete Person richten
- Austausch

Diese Übung holt unsere (unvermeidlichen) Erst-Assoziationen ans Tageslicht, beleuchtet sie, konkretisiert und relativiert sie im Austausch mit anderen.⁸

über Empathie ...

Braucht es auf der Zeichenebene Sympathie, so verlangt die dritte Stufe, die **Symbolebene, Empathie**, also ein sensibles Sich-Einfühlen in die Welt der anderen. Sundermeier ist an dieser Stelle unmissverständlich: „Empathie gründet in der Sympathie. Jemand, der der anderen Kultur oder Religion keine Sympathie entgegenbringen kann, in ihr keine Schönheit oder zumindest „Teilwahrheiten“ entdeckt, wird im Verstehen keinen Fortschritt machen.“⁹ Vorsicht ist geboten, gepaart mit schrittweiser Annäherung. Wer meint, die Fremden seien ja eigentlich fast wie wir selbst, er kenne sie schon (nach der dritten Begegnung), könnte schnell irren und bei der nächsten Gelegenheit tief enttäuscht sein. Es ist eben auch schwer, die zähen Unterschiede auszuhalten.¹⁰

*In einem Seminar für Multiplikatoren hatten wir das Glück, Teilnehmer aus Südkorea dabei zu haben. Wir baten sie, uns einige koreanische **Sprichwörter** aufzuschlüsseln.¹¹ Sprichwörter zeichnen in sprachlich verdichteter Form verinnerlichte soziale, ethische und religiöse Denk- und Verhaltensmuster kultureller Gruppen ab. Sie geben Werte und Ansichten wieder, die sich einem fremden Orientierungssystem nicht von selbst erschließen. Der Austausch über Sprichwörter und ihre Bedeutung kann deshalb sehr aufschlussreich sein. Die Erklärungshoheit bleibt dabei immer bei denjenigen, die das Sprichwort ins Gespräch bringen. Unsere koreanischen Gäste wählten das Sprichwort: „Kein Rauch ohne Flamme.“ Wir Deutschen mutmaßten eine Weile und baten dann um eine Erklärung, in welchem Zusammenhang dieses Sprichwort verwendet wird. Sie sagten: Wenn jemand etwas verbergen möchte, es aber herauskommt und die Leute schon darüber reden, dann sagen die Zeugen: „Kein Rauch ohne Flamme.“ Die Lüge ist offensichtlich, man braucht darüber nichts mehr zu sagen.*

... zum Miteinander!

Damit betreten wir die vierte Stufe, die Sundermeier die **Relevanzebene** nennt. Jetzt kommt es darauf an! Alles, was in den ersten drei Stufen erworben werden konnte, nützt nur in der Anwendung etwas. Es kann relevant werden für gelingendes Zusammenleben, „bei dem jeder er selbst bleiben kann, niemand vereinnahmt wird und dennoch ein Austausch stattfindet, der die Würde des anderen respektiert und stärkt.“¹² Es ist nicht so schwer, mit denen umzugehen, die uns vertraut und nah sind. Aber die uns Fremden, vielleicht sogar die uns Unsympathischen zu respektieren, will anhaltend geübt werden. Sundermeier schlägt vor, es in verschiedenen Gestalten des Zusammenlebens (er nennt das *Konvivenz*) zu üben: Der Hilfsgemeinschaft, der Lerngemeinschaft und der Festgemeinschaft. Begegnung erprobt sich beim Tun. Immer wieder von vorne. Mal leichter, mal mühsamer. Mal abgeschreckt, mal ermutigt. Mal lachend, mal rätselnd. Mit dem einen, mit der anderen. So wächst menschliche Gemeinschaft als Miteinander statt als Gegeneinander. Am Ende des Buches, das zugleich der Anfang meines weiteren lernenden Verstehens ist, lockt mich eine zugleich erfreuliche und beruhigende Aussicht: „Dem Erlebenden dehnt sich das Leben“, zitiert der Autor Hugo v. Hofmannsthal. Und himmlischer Beistand ist auch gewiss: Der Heilige Geist des Schöpfergottes, der alle Menschen seine Ebenbilder nennt, ist unser bewährter Fremdenführer. ■

Anmerkungen:

- 1 Theo Sundermeier, Den Fremden verstehen, Göttingen 1996, s. Klappentext
- 2 a.a.O., S. 11
- 3 a.a.O., S. 49
- 4 a.a.O., S. 46
- 5 a.a.O., S. 158
- 6 a.a.O., S. 161
- 7 a.a.O., S. 192
- 8 Kennengelernt auf dem Seminar „Transkulturelles Lernen“ der Konferenz evangelischer Freiwilligendienste unter Leitung von Brigida Balkis Ferber und Gabriele Buschmann, s. www.kef.de
- 9 Sundermeier, S. 169
- 10 s.auch Ute Paul, Die Rückkehr der Zikade, Kap. 25 Die Bänder flattern im Wind, S. 117 – 119
- 11 Angelehnt an die Übung „Wörtlich genommen“ in Helga Losche, Stephanie Püttker, Interkulturelle Kommunikation, S. 222
- 12 Sundermeier, S. 183



Ute Paul (OJC) ist Pädagogin und pädagogische Leiterin des Erfahrungsfeldes Schloss Reichenberg.



Gott

im Gaststatus

THEOLOGISCHE ANNÄHERUNGEN AN DAS FREMDE
VON THEO SUNDERMEIER

Die tiefe und schöpferische Kraft der Begegnung mit dem Fremden – so folgert Theo Sundermeier in seiner Hermeneutik des Fremden – wurzelt in der Begegnung mit dem Schöpfer. In der Erfahrung der unverfügbaren Andersartigkeit des fremden Gegenübers leuchtet etwas von der Heiligkeit Gottes auf: Nicht verfügen, sondern erkennen sollen wir. Der Raum der Begegnung ist der Raum der Freiheit und der Gastfreiheit. So beschreibt die Bibel Gott als den Gast, der um Aufnahme bei uns bittet – und eben dadurch unsere Gastfreundschaft in seinem Sinne formt. (Red.)

Gott auf der Durchreise bei Abraham

Als er seine Augen aufhob und sah, siehe, da standen drei Männer vor ihm. Und als er sie sah, lief er ihnen entgegen (Gen 18,1–2).

So nimmt mit den drei Gästen in Mamre die Geschichte Abrahams eine tiefgreifende Wende, die Rettung und Untergang, eine bisher nicht gekannte intime Gottesnähe (Gen 18,20ff), aber auch eine zerstörerische Distanz erfahren lässt und einen Bund zwischen Gott und Mensch initiiert, der stammesgeschichtliche Religionserfahrungen tief durchbricht. Religionsgeschichtlich gesehen wird Israel in hohem Maße zum Sonderfall. „Die sich fortwährend ereignende Geschichte mit diesem Gott“, so fasst Klaus Berger diesen Sachverhalt

prägnant zusammen, „bedarf, eben wegen der stets sich wandelnden geschichtlichen Andersheit, auch des Neuen, Anderen und bislang Fremden im Bereich der religiösen Artikulation“. „Überrascht werden und bislang Unerwartetes ... erfahren“¹, gelten von nun an als typisch für das Handeln des Gottes Israels. In diesem Gottesglauben ist das Neue Testament tief verankert. Es erweitert und universalisiert jedoch die Vorstellung, dass jetzt, hier und heute, die Fremden außerhalb Israels an der Erwählung teilhaben und ebenfalls sein Volk werden. Das „Nicht-Volk“ wird zum „Volk“, die Fremden dürfen nicht nur zentral am gesamten Kult teilnehmen, dem letzten Rest, der ihnen im AT von allen Autoren verwehrt war, sondern werden sogar zu Priestern eingesetzt (1. Petr 2,9f.).

Christus als Obdachloser in seiner Heimat

Er kam in sein Eigentum (Joh 1,11) – und dennoch war er unter den Seinen ein Fremder. Sie haben ihn nicht erkannt. So beschreibt das Johannes-evangelium das Auftreten Jesu (Joh 1). Die anderen Evangelien drücken das auf eher narrative Weise aus. Jesus ist der fremde Gast im Hause des Zöllners (Lk 19,1–10) und vertritt dort, „weil er selbst ein Fremder ist, die Interessen der fremden Gäste“². Auf seiner Wanderung durch das Land bleibt Jesus ein Fremder, der auf Gastfreundschaft angewiesen ist, denn „des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege“ (Mt 8, 20). Die verschiedenen Gesprächssituationen im Johannesevangelium wollen auf ihre Weise etwas von dieser tiefen, bleibenden Fremdheit Jesu widerspiegeln (Joh 4; Joh 6), die Paulus im Gedanken der *Kenosis* zusammenfasst. Der Gottessohn entäußert sich und wird Mensch in der Gestalt eines Sklaven (Phil 2,5 ff), ein Vorbild, dem die Christen in ihrer Gesinnung nacheifern sollen. Diese Fremdheit setzt sich selbst nach Ostern fort. Als fremder Gast kehrt der Auferstandene bei den Jüngern von Emmaus ein (Lk 25) und lädt die Jünger als fremder Gastherr zum einfachen Mahl am See Genesareth ein (Joh 21). Aufgrund dieses Vorbildes muss sich die Ethik der Gemeinde am Fremden orientieren. Bei Matthäus findet sich diese Konsequenz radikal ausgezogen: Der ewige Weltenrichter identifiziert sich mit dem Fremden (Mt 25,35, gr. *xenos*). Im Fremden ebenso wie im Gefangenen und Hungernden ist Christus nahe. Ja der Fremde ist in Christus präsent. Die Ubipräsenz (=Allgegenwart) des ewigen Sohnes, so haben die frühen Kirchenväter den Text ausgelegt und appliziert, konkretisiert sich im Gefangenen, im Bettler, im Fremden. Wer Jesus liebt und ihm seine Liebe zeigen will, beherberge den Fremden, besuche den Gefangenen, helfe den Bettlern auf, woher sie auch kommen, zu welchem Volk und Stand sie auch gehören mögen.

Die Gemeinde als gastfreier Zufluchtsort

Gastfrei zu sein vergesst nicht; denn dadurch haben einige ohne ihr Wissen Engel beherbergt. (Hebr 13,2) Den Fremden einladen – das kennzeichnete das frühe Christentum. Gastfreundschaft, die keine Unterschiede kannte, machte die frühe Gemeinde

für Außenstehende attraktiv. Unterschiedslose Gastfreundschaft wurde zum expliziten Ausdruck christlicher Ethik. In ihr nimmt das Wesen des Evangeliums Gestalt an: Das Evangelium lädt den Menschen ein, es stellt keine Bedingungen, es erkennt keine Unterschiede an, sei es rassischer, sozialer oder politischer Natur, und schenkt dem, der die Einladung annimmt, einen Lebensraum, in dem er angenommen ist und in eine Gemeinschaft inkorporiert wird, die ihm im Zusammenleben Freiheitserfahrungen gewährt. Das alles kann der Mensch sich nicht selbst geben, sagen oder gewähren. *Justitia aliena* nennen die Reformatoren sehr präzise diese Gabe. Sie ist „fremde Gerechtigkeit“, d.h. sie wird geschenkt, sie ist nicht verdient. Eben darin ist sie bedingungslos. „Gerechtigkeit“ meint nicht im Sinne des römischen Rechtes, vor dem Forum des Gerichts gerecht gesprochen zu werden, sondern, ganz alttestamentlich, dass dem vom Feind Bedrohten und zum Tode Verurteilten Lebensrecht und Lebensraum gewährt wird. „*Du stellst meine Füße auf weiten Raum*“, bekennt der Beter (Ps 31). Das Evangelium spricht dem Menschen, der sich von Gott und dem Mitmenschen entfremdet und mit ihm verfeindet hat, das Lebensrecht zu und gewährt ihm den Lebensraum. Dieser ist Christus selbst, mit dem man in der Taufe verbunden wird und den man im Abendmahl empfängt. Dieser Raum ist die Kirche, der *Christus prolongatus* (=verlängert), die Gemeinschaft der Gläubigen. Dieses Selbstverständnis wirkt sich bis in die Struktur der Kirche und ihrer Sakramente aus. Gastfreiheit ist ein Qualifikationskriterium für das Bischofsamt (1. Tim 3,2; Tit 1,8) und für das diakonische Witwenamt (1. Tim 5,19). Sie gehört wesentlich zu den beiden Grundsakramenten der Kirche. Das Abendmahl ist ein Gastmahl, das die Freude eines königlichen Mahles widerspiegelt. Zu ihm spricht der Herr eine offene Einladung aus und alle, die an den Hecken und Zäunen wohnen, die Randsiedler, sind eingeladen. Schichten-spezifische Trennungen gibt es nicht. Jeder wird aufgenommen, der die Einladung annimmt. Auch die Tauf liturgie spricht eine deutliche Sprache. Zu ihr gehört offenbar der die sozialen, politischen und sexistischen Grenzen missachtende Satz, dass in der Gemeinde nicht zählt, ob man „*Jude oder Heide, Sklave oder Freier, Mann oder Frau*“ ist, sondern alle sind eins in Christus (Gal 3,28).

Der Heilige Geist als Fremdenführer

Der Geist ist es, der die Fremdheit der Verschiedenen verstehbar macht. Das zeigt der Stiftungsakt der Kirche, die Ausgießung des Geistes am Pfingsttage. Alle hören in *ihrer* Sprache die Botschaft. Die in Apg 2 genannte Vielzahl der Völker repräsentiert die ganze Welt. Alle Völker, alle „die einander nicht verstehen ... verstehen, was gesagt wird ... Ohne Auflösung der Vielfalt und Komplexität ihrer Herkunft, ohne Beseitigung ihrer gegen andere abgegrenzten Äußerungs- und Verstehensformen erfolgt eine unglaubliche Gemeinsamkeit der Erfahrung und des Verstehens.“³ Der Geist hebt nicht die Differenzen als solche auf, sondern nimmt ihnen den gegeneinander gerichteten feindlichen Sinn, er macht sie durchlässig, macht sie „verständlich“, gewährt charismatische Vielfalt. Ganz prägnant dazu M. Welker: „Nicht eine verwirrende und zerrüttende, nur fälschlich ‚Pluralismus‘ genannte ‚Vielfalt‘, sondern konzentrierte Gegenwart Gottes, lebendige Gegenwart Gottes ist mit der Differenzen erhaltenden Verständigung und Vermittlung von Zeugnissen und prophetischen Erkenntnissen verbunden.“⁴ Der Geist will die Vielfalt. Er ermöglicht, die Fremdheit des anderen zu akzeptieren, die fremden Sprachen zu verstehen. Er setzt die Menschen in Bewegung zu anderen, zum Fremden. Er führt Philippus zu dem afrikanischen Beamten der fernen Königin (Apg 8) und macht ihn zum Hermeneuten des Gottesknechtes. Er führt Petrus, so sahen wir, in die fremdreligiöse Welt und erschließt ihm eben dort das Geheimnis Gottes, vor dem religiöse Grenzen nicht gelten. Er ruft Paulus nach Europa, leitet ihn bis an die Enden der damals bekannten Welt und sorgt zugleich dafür, dass er nie sein eigenes Volk aus den Augen verliert, dass in der Kollekte für die Jerusalemer Gemeinde die Christen lernen, mit ihrer Solidarität zu üben und durch diese Symbolhandlung ein Stück prophetischer Vision verwirklicht wird. Die Völker bringen ihre Gaben nach Jerusalem, dem Hause Gottes. Der Geist ist der *Go-Between God*⁵, der zwischen Gott und Mensch hin- und hergeht, der Gottes Wahrheit dem Menschen zeigt und den Menschen ins Vaterhaus zurückführt, der den Menschen zum Menschen bringt. Er ist der Fremdenführer, sodass der Mensch dem anderen zum Mitmenschen wird. Was dieses *Go-Between* im Hinblick

auf den Menschen selbst bedeutet, drückt Paulus in der Sentenz aus: „Ich erkenne gleich wie ich erkannt bin“ (1 Kor 13,21). Erkenntnis ist eingebettet in Gegenseitigkeit, heißt Nähe, die sich der Identität des anderen aussetzt und darin der eigenen Identität gewiss wird, heißt anerkennen, weil man anerkannt ist, ermöglicht Verstehen, das auf Verstandensein gründet.

Liebe: die Migration zwischen uns

Jetzt aber muss von der Liebe geredet werden, weil sie noch einmal in einer ganz anderen Dimensionalität die Wirklichkeit des *Go-Between* beschreibt, und das heißt, den Weg zum Fremden ebnet. Die Liebe kann nicht bei sich selbst bleiben. Sie sucht den anderen, den Nächsten, den Fremden, den Feind. Die Liebe des Narziss würde im NT nicht als Liebe bezeichnet werden. Die Reformatoren sähen in ihr allein die *incurvatio in se ipsum*, die Verkrümmung in sich selbst, Urform der Sünde schlechthin. Nur wo die Liebe den anderen Menschen gefunden hat, wird ihr Rückbezug auf das Ich ermöglicht. „Liebe deinen Nächsten“, das ist das erste, „wie dich selbst“, das ist das zweite. Diese Reihenfolge kann nicht umgekehrt werden. Selbstliebe ist Folge, nicht Grund der Liebe, der Gottes- und Nächstenliebe. Noch einmal kommt darin die innere Struktur des *Go-Between* zum Ausdruck und macht den Grund sichtbar, warum der Geist der eigentliche Fremdenführer ist, warum die Gastfreundschaft in der frühen Kirche eine solch große Rolle spielt. ■

Anmerkungen:

- 1 Klaus Berger, *Hermeneutik des Neuen Testaments*, Gütersloh 1988, 128
- 2 Hans Weder, *Neutestamentliche Hermeneutik*, Zürich 1989, 431
- 3 Michael Welker, *Gottes Geist. Theologie des Geistes*, Neukirchen-Vluyn 1992, 218 f.
- 4 Michael Welker, *Kirche im Pluralismus*, Gütersloh 1995, 31
- 5 vgl. John V. Taylor, *The Go-Between God: Holy Spirit and the Christian Mission*, London 1972, Dt. Düsseldorf 1977

Aus: Theo Sundermeier: *Den Fremden verstehen. Eine praktische Hermeneutik*. Göttingen 1996. (S. 208 – 213)



Prof. em. Dr. theol.
Theo Sundermeier, Heidelberg,
ist evangelischer Theologe mit
Schwerpunkt Missionstheologie.



© annaia | photocase.de

MITEINANDER LEBEN – VONEINANDER LERNEN. GESPRÄCH MIT ANDREA FRIEDRICH

? *Andrea, was heißt fremd auf türkisch?*

Der Fremde heißt „yabancı“. Wenn Türken das Wort „yabancı“ benutzen, meinen sie den Ausländer, der fremd ist. Einen Türken aus einer anderen Region der Türkei würden sie nicht unbedingt „yabancı“ nennen, sondern eher „nicht von hier“.

? *Wie lange und wo habt ihr in der Türkei gelebt?*

Wir haben fünfzehn Jahre in der Türkei gelebt (1992 – 2007), vier Jahre in Istanbul, sechseinhalb in Trabzon und dann noch mal viereinhalb in Ankara. Jürgen hat all die Jahre in seinem Beruf als Dozent im Fach Geodäsie (Vermessung) gearbeitet, zunächst in Istanbul an der Bosphorus-Universität. Ich war überwiegend mit vier kleinen Kindern zu Hause. Unser Ziel war jedoch nicht Istanbul, sondern Trabzon, eine Stadt am Schwarzen Meer, ganz im Nordosten der Türkei. Jürgen erhielt eine Stelle an der dortigen Karadeniz Teknik Üniversitesi (KTÜ). Gott hatte in dieser Stadt, in der es

keine Gemeinde gab, Menschen vorbereitet, die eine Sehnsucht nach Ihm im Herzen trugen. Es hat uns viel Freude gemacht, aber auch manche Schmerzen bereitet, sie zu begleiten. Nachdem sich einige hatten taufen lassen und eine kleine Hausgemeinde entstanden war, regte sich Widerstand. Jürgens Vertrag an der Uni wurde nicht mehr, wie sonst jedes Jahr, verlängert. Er fand danach zunächst eine Anstellung in einem staatlichen Forschungsinstitut in Ankara, dann an einer deutschen Schule.

? *Wie kamt ihr ausgerechnet auf die Türkei?*

Es war eine klare Berufung Gottes, die wir beide unabhängig voneinander bekamen. Jürgen hatte in Bonn am Institut für Geodäsie studiert. Mit einem türkischen und einem deutschen Freund fuhr er 1984 in einem alten Mercedes ans Schwarze Meer. Als er in Trabzon war, hatte er den starken Eindruck, dass Gott ihn dort einmal gebrauchen möchte. Ich begegnete während meiner Ausbildung

als Krankenschwester vielen Türken. Mir tat es leid, dass ich das Evangelium nicht kommunizieren konnte, begann Türkisch zu lernen und meldete mich für einen Sprachkurs in Istanbul an. Jürgen besuchte ebenfalls diesen Sprachkurs, wir lernten uns kennen und in meinem Herzen wusste ich schon bald, dass er Gottes Antwort ist auf lang-jähriges Gebet. Das kann man nicht erklären, ich wusste es einfach. Und Jürgen wusste es auch. Die Gewissheit, dass er der Mann für mich ist und ich die Frau für ihn, das war die letzte Bestätigung, dass es tatsächlich in Richtung Türkei geht.

? *Eure Kinder sind inzwischen erwachsen. Das Jüngste ist in der Türkei geboren. War es für sie ein Problem, in zwei Kulturen aufzuwachsen?*

Wir sind überzeugt, dass Gott unsere ganze Familie im Blick hatte und hat. Unsere Kinder waren ja nicht nur Anhängsel. Wenn Gott uns ruft, dann sorgt Er auch für die Kinder. In diesem Vertrauen lebten wir. Unsere Kinder gingen in türkische Kindergärten und Schulen, damit sie sich schnell auf Türkisch ausdrücken und in der Türkei zu Hause fühlen würden und sich eben nicht fremd fühlten. Allerdings änderte sich das mit dem Eintritt in die Pubertät. Bei aller Anpassung an die Kultur gibt es doch vieles, was uns immer fremd sein lässt. Das können rein äußerliche Dinge sein (wie z. B. die Beschneidung), aber auch gewisse Werte wie Wahrheit und Vertrauen. Und so ist es für mich geradezu beschämend zu sehen, wie liebevoll Gott für unsere Kinder sorgte, indem er Türen zumachte und wir uns örtlich verändern mussten. Das war in Trabzon so und auch in Ankara. Mein Glaube an den liebenden Vater wurde dadurch sehr gestärkt. Er ist der Herr auch über jede Staatsmacht und kann Umstände lenken, dass sie seinem guten Plan für seine Kinder dienen.

? *Was war die Familiensprache bei euch?*

Wir Eltern haben immer deutsch gesprochen. Unser Ältester war vier, als wir in die Türkei zogen. Je mehr sich die Kinder im türkischen Kontext bewegten, desto mehr haben sie auch zu Hause türkisch geredet. Jürgen und ich haben immer deutsch gesprochen und sie haben türkisch geantwortet. Besucher fanden das ziemlich lustig, für uns war es

absolut normal. Ich habe aber sehr darauf geachtet, dass die Kinder, nachdem sie türkisch lesen und schreiben konnten, auch deutsch lesen, jeden Tag; ab der 2. Klasse mussten sie auch schreiben. Unsere Kinder können sich heute fließend in drei Sprachen ausdrücken, denn wir waren eigentlich dreisprachig unterwegs. Wir gehörten zu einem englischsprachigen internationalen Team.

? *Wie habt ihr Kontakt zu Türken und Anschluss an ihre Kultur bekommen?*

In den Augen unserer Nachbarn waren wir schon fremd. Vier Kinder in fünf Jahren zu bekommen, ist für Türken der Mittelklasse ungewöhnlich. In Istanbul wohnten wir in einem älteren Stadtteil auf der asiatischen Seite, wo es wenig Ausländer gab. Aufgrund von Jürgens beruflicher Tätigkeit gehörten wir zur Mittelschicht und fühlten uns zunehmend angenommen. Sie konnten uns „einordnen“. Außerdem hilft es sehr, Kinder zu haben. Kinder gehören einfach dazu und werden sehr freundlich behandelt. Es gibt in der Türkei sogar einen eigenen Feiertag für Kinder (23. April). In den Großstädten wohnen die meisten Menschen in hohen Apartmentblöcken. Da sitzt man im Sommer draußen im Hof, wo die Kinder spielen. So habe ich durch dieses einfache Miteinander im Alltag viel von der türkischen Kultur kennengelernt. In allen Gesprächen über Alltagsdinge kommt man doch auch immer schnell und unkompliziert auf das Thema Glauben. Jeder glaubt an Gott. Es ist keine Frage, ob es Gott gibt oder nicht. Oft wird für „Gott“ das Wort „Allah“ benutzt, ein arabisches Wort. Es gibt auch ein modernes türkisches Wort, aber das ist nicht so verbreitet. Wichtiger aber als das Wort oder die Frage, ob es Gott gibt, ist im Kontakt mit Muslimen das Zeugnis, wie ich mit Gott lebe und Ihn erlebe.

? *Gab es auch Missverständnisse oder kulturbedingte Konflikte?*

Vieles lässt sich nur erleben, man macht Fehler, sieht, wie die Leute reagieren. Wenn man nach dem Weg fragt, bekommt man nie „das weiß ich nicht“ zur Antwort. Es schien das Sicherste, immer drei Leute zu fragen. Der erste erzählt das, der zweite dies. Wenn sich die dritte Antwort mit

einer vorigen deckt, kann man davon ausgehen, das sie stimmt. Ein Zugeständnis, dass man etwas nicht weiß, bedeutet Gesichtsverlust. Den kultursensiblen Umgang mit der Wahrheit musste ich erst lernen. Ich habe öfter Leute bloßgestellt, weil ich das, was sich für mich als Wahrheit darstellte, ausgesprochen habe. Ich musste mühsam lernen, diplomatischer zu sein. Das ist mir sehr schwer gefallen. Unangenehme Wahrheiten sagt man sich nicht auf den Kopf zu.

Auch in Sachen Erziehung hatte ich andere Vorstellungen. Die türkischen Mütter bewunderten zwar meinen klaren und disziplinierten Umgang mit den Kindern, wären aber nicht auf die Idee gekommen, es auch so zu machen. Erziehung im Sinne von Begrenzen und Herausfordern ist nach ihrem Verständnis die Aufgabe der Schule. Lehrern wird mit großem Respekt begegnet, die Schule hat Autorität. Wie in jeder Gesellschaft gibt es auch in der Türkei viele Alltagsprobleme. Nun bin ich ein absolut lösungsorientierter Mensch. Sehe ich ein Problem, überlege ich mir, wie man es lösen könnte und präsentiere meinen Vorschlag. Eine türkische Freundin sagte mir aber irgendwann: Andrea, ich will von dir keine Lösung, ich will einfach, dass du mir zuhörst. Sie hat sich sicher öfter unverstanden gefühlt.

? *Neben all den Dingen, die dir schwergefallen sind – was hast du gelernt in diesen Jahren in der Türkei?*

Im Orient hat die Familie einen hohen Stellenwert. Man lässt einander nicht im Stich. Man hilft, wenn auch nicht immer mit Begeisterung, aber es gehört dazu. Und man weiß, wenn man selbst hilfsbedürftig ist, wird der andere helfen, sich dafür notfalls sogar in Schulden stürzen. Es gibt eine ausgeprägte Gruppenkultur, die sehr auf die soziale Sicherheit baut, mehr als auf die geistliche: Es ist nicht so sehr der Glaube, der einem Sicherheit gibt, sondern es ist die Familie, ihre Zuwendung, die einen durch das Leben begleitet und trägt. Sie ist zuständig, sie sorgt für den Einzelnen. Die Türkei hat mich, die ich vom Naturell her eher sachorientiert bin, verändert. Dort habe ich den Wert von Beziehungen wirklich schätzen gelernt.

? *Wie war es, wieder in die Heimat zurückzukommen?*

Frankfurt war eine fremde Stadt für uns, denn wir kommen aus anderen Regionen Deutschlands. Wir zogen in diese Gegend, weil zwei unserer Kinder in der Nähe leben und Jürgen hier eine Arbeitsstelle als Mathematiklehrer an einer christlichen Schule fand. Heimat hat für mich immer mit Menschen zu tun. Um mich heimisch zu fühlen, brauche ich Beziehungen. Deshalb investieren wir viel Zeit in Beziehungen, wir gehen auf andere zu. Ich engagiere mich auch ehrenamtlich in unserem Stadtteil. Um uns herum wohnen viele Migranten. Das war uns bei der Wohnungssuche gar nicht so klar gewesen. Es ist sehr ermutigend zu erleben, wie Gott all das, was ich in den verschiedenen Auslandsaufenthalten lernte, nun hier vor Ort gebrauchen kann.

? *In Frankfurt gibt es einen hohen türkischen Bevölkerungsanteil. Wie spricht ihr sie an?*

Natürlich höre ich, wenn auf der Straße türkisch gesprochen wird und spreche die Leute gegebenenfalls in ihrer Muttersprache an. Da öffnen sich die Herzen dann schnell. Was wir in Deutschland besonders vermissen, ist die Herzlichkeit, die Geselligkeit. Einfach Zusammensein ist in der türkischen Kultur wichtig. In Deutschland schaut jeder auf die Uhr, man bleibt kurz, hat schon seinen nächsten Termin im Auge. Dort hat man Zeit miteinander. Oft, wenn ich hier einkaufen gehe, nehme ich Zeit mit und versuche, den anderen zu sehen und wahrzunehmen. Meine besten Gespräche habe ich u.a. im Aldi. Dieser Unterschied im Zeitverständnis, das ist uns schon schwer gefallen, erst damals in der Türkei und dann, als wir wieder in Deutschland waren und uns erneut umstellen mussten. Leider ist man dann aber doch wieder schnell in der alten Mühle drin.

? *Was denkst du, wie geht es den Türken in Deutschland? Wie wahren sie ihre Identität?*

Besonders schwer ist das für die zweite und die dritte Generation. Sie schätzen, was Deutschland zu bieten hat und wollen nicht mehr zurück. Aber geliebt werden sie hier nicht, und in der Türkei

kommen sie auch nicht mehr zurecht. Also leben sie oft in ihren eigenen Kreisen. Nicht zuletzt deshalb ist der Familienverband so wichtig. Denn wenn sie selbst von der eigenen Familie nicht mehr akzeptiert werden, bleibt ihnen nichts. Sie empfinden sich nicht als Deutsche, aber sie sind auch keine Türken, sie gehören zu einer Gruppe, die eine eigene, eine dritte Kultur erworben hat, eine Mischung aus den beiden Kulturen, denen sie angehören.

? *Türken und Deutsche tun sich im Umgang miteinander nicht immer leicht. Wo siehst du die Hauptschwierigkeit?*

Für Deutsche ist die Sache wichtig, nicht so sehr der Mensch. Die Leistung zählt. Wenn keine Leistung da ist, wird der Mensch schnell unwichtig. Das ist in der Türkei anders. Wir haben immer wieder erlebt, wie überrascht deutsche Besucher waren, als sie merkten, dass sie durch die Begegnungen ein ganz anderes Bild von Türken und ihrem Land bekommen haben. Es ist wirklich eine ganz andere Welt. Das kann man sich nicht vorstellen, man muss es erleben.

? *Ihr habt mit Frank und Ute Paul ein Seminar für interkulturelle Kompetenz erarbeitet. Was war der Leitgedanke?*

Es geht darum, zu erkennen, dass eine andere Kultur ganz anders ist, aber genauso legitim. Viele Dinge funktionieren anders, sind deshalb aber nicht schlecht. Für uns ist normal, wie wir hier leben, wir denken nicht lange darüber nach. Wer aber einmal in einem anderen Land lebt und die Leute dort in ihrem Kontext erlebt und sich dabei gleichzeitig hinterfragen lässt, der lernt, Dinge mit anderen Augen zu sehen und sie vielleicht sogar auch anders zu machen.

In diesem Seminar gibt es ein „Spiel“, bei dem die Teilnehmer Aufgaben lösen müssen und dabei erfahren, wie es sich anfühlt, wenn man den anderen nicht verstehen kann. Sich dessen kognitiv bewusst zu sein, ist das eine. Ganz anders ist es, wenn man selbst keine Worte hat, um etwas auszudrücken. Ein Gefühl dafür zu bekommen und dann darüber reden zu können, das ist die Idee.

? *Was sollten Christen, Kirchen, Gemeinden in Deutschland beim Umgang mit Fremden nicht aus dem Blick verlieren?*

Der Islam kennt keine Heilsgewissheit, kein grundsätzliches Angenommensein von Gott. Auch dass Gott ein Gott der Liebe ist, ein Vater, der seine Kinder liebt, ist ein fremdes Konzept. Das gibt uns Christen überall viele Möglichkeiten, diese Liebe Gottes sichtbar werden zu lassen in unseren Beziehungen. Wir sollten uns zunächst entschiedener prägen lassen von der Kultur, die wir in den Evangelien und Aussagen Jesu finden. Wir vergessen oft, dass niemand für sich existiert, sondern in eine Gemeinschaft gestellt ist. Wir brauchen einander, um wachsen und reifen zu können, um Dinge zu lernen. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft kennen wir alle; was es braucht, ist der Wille, sie zu leben. Zudem ist es wichtig, dass wir den anderen überhaupt wahrnehmen. Das ist nicht unbedingt die Stärke der Deutschen. Wir schauen nicht nacheinander, und erst recht nicht nach denen, die uns fremd sind. Zumindest in der Großstadt nicht. Da brauchen wir ein erneuertes Bewusstsein. Auch sollten wir die Probleme zwischen uns und den Fremden nicht beschönigen. Ja, es gibt Unterschiede, auch konflikthafte, die müssen benannt werden. Wir dürfen aber nicht aus den Augen verlieren, dass alle Menschen, egal woher sie kommen, die gleichen Grundbedürfnisse haben, sie gehen nur anders mit ihnen um. „Kultur ist eine Strategie zur Handhabung des Lebens“, sagt Lothar Käser. Vor mir steht immer ein Mensch. Den gilt es, wahrzunehmen, im Auge zu behalten. ■

Das Gespräch führte Birte Undeutsch.



Andrea und Jürgen Friedrich leben seit 2007 wieder in Deutschland. Andrea engagiert sich ehrenamtlich sowohl überregional als auch lokal, besonders in Sachen Biblical Peacemaking und Coaching.

Ossi auf großer Fahrt

BERLINER MAUER 1961 - 1989

WIE ICH IN DER FERNE ZU MIR FAND VON REBEKKA HAVEMANN

Als Kind wollte ich Seefahrer und Entdecker werden, so wie meine Helden Christoph Kolumbus und Ferdinand Magellan, der die nach ihm benannte Ost-West-Passage in Südamerika entdeckt hatte, oder – falls das nicht klappen sollte – Missionarin in Indien, auf den Spuren Mutter Teresas, das hätte mir auch gefallen. Es dauerte ziemlich lang, bis ich begriff, dass daraus wohl nichts werden würde, weil das Land, in dem ich aufwuchs, seine Bewohner ungern auf große Fahrt gehen ließ und sie deshalb hinter einer großen Mauer eingesperrt hatte.

Verunsicherung

Als diese Mauer im Herbst 1989 fiel, war ich 15. Die Wochen und Monate vor dem Mauerfall waren sehr intensiv. Ich betete und demonstrierte mit vielen anderen für Presse-, Meinungs- und Reisefreiheit, gestaltete Plakate und Wandzeitungen, lauschte den besorgten Diskussionen der Erwachsenen und tippte nachts auf der Schreibmaschine meines Vaters im Zwei-Finger-Such-System das Manifest des „Neuen Forums“ ab, das ich morgens auf dem Schulhof verteilte.

Was wir heute als Nach-Wende-Zeit beschreiben, war für mich, wie wohl für viele Ossis, eine Zeit großer Verunsicherung. Die alten Vorschriften galten nicht mehr und neue gab es noch nicht, ja mehr noch: Die Welt, auf die meine Eltern mich vorbereitet hatten, gab es auf einmal nicht mehr. Ich musste zwar keine Angst mehr haben, für unbedachte Äußerungen ins Gefängnis zu kommen, dafür war ich aber zunächst auch nicht fähig, im neu entstandenen Supermarkt einzukaufen – dass es so viele verschiedene Sorten Joghurt, Käse und Wurst gab, überforderte mich derart, dass ich öfters mit leerer Tasche wieder nach Hause und mit leerem Magen ins Bett ging.

Bekehrung

Inzwischen hatte ich meine Ausbildung zur Krankenschwester angefangen. Auch da entstand durch den Systemwechsel eine Lücke, die ich, diesmal geistesgegenwärtiger, nutzte, indem ich mich beurlauben ließ, um als Au-pair nach England zu gehen. Ich wusste zwar nicht genau, was ein Au-pair-Mädchen ist, aber im Ausland zu leben, am besten für immer, gehörte zu meinem großen Traum. Ich erlebte dort eine tolle Zeit. Für meine Gasteltern und deren Freunde war ich wie ein exotischer Vogel, der gerade dem DDR-Käfig entflattert, von einer Welt erzählte, die sie nur vom Hörensagen kannten. Ich meinerseits genoss die Weite ihres Horizontes und saugte alles Wissen, das sie mir vorsetzten, begierig auf.

In der DDR hatte es keine Rolle gespielt, „deutsch“ zu sein, es gab ja ohnehin kaum Ausländer, gegen die man sich abheben musste, und so bedeutete mir meine Nationalität nur, dass wir Deutschen „die Bösen“ der jüngeren europäischen Geschichte waren. Doch als ich nach insgesamt zwei Jahren Auslandsaufenthalt nach Deutschland zurückkehrte, hatte ich in der Auseinandersetzung mit all dem Fremden, dem ich begegnet war, schätzen gelernt, Deutsche zu sein. Es gefiel mir nun, zu diesem Land mit seiner reichen Geschichte zu gehören, in dem so vieles möglich ist. Außerdem hatte ich mich mit den Biographien von Frauen und Männern beschäftigt, die unser Land geprägt und zum Positiven verändert hatten. Das spornte mich an, so hingegeben wollte ich auch leben.

Entfremdung

Allerdings war es für mich inzwischen zu einem echten Problem geworden, aus Ostdeutschland zu kommen. In der DDR groß geworden zu sein,

erschien mir so minderwertig und lächerlich rückständig, dass es mir peinlich war und ich mir schwor, nie mehr dorthin zurückzugehen. Deshalb suchte ich mir eine Arbeitsstelle als Krankenschwester in Schleswig-Holstein. Als erstes gewöhnte ich mir dort ab, jedem Menschen, den ich begrüßte, die Hand zu geben, wie es im Osten üblich ist. Hier reichte ein cooles Hallo in die Runde. Wenn ich im Ausland zur Deutschen wurde, dann wurde ich im Westen zum Ossi. Das ließ sich gar nicht vermeiden, schon an der Sprache fiel auf, woher ich kam. Und wenn ich hier von „früher“ erzählte, kam ich mir oft vor, als wäre ich 120 Jahre alt, so unwirklich erschienen viele Situationen und Gegebenheiten aus meinem früheren Leben. Die Vorurteile der Wessis, dass wir im Osten nicht hart arbeiten und dafür um so mehr jammern würden, trafen und beschämten mich. Dafür brauchte ich eine Weile, bis ich erkannte, dass die von mir beneideten West-Biographien auch nicht nur einfach gewesen waren. Auch hier hatte es Enge, Ausgrenzung und (innere) Armut gegeben.

Dann lernte ich die OJC kennen und hatte das Gefühl, nach Hause zu kommen. So vieles in deren Theologie und Grundwerten und die gelebte Gastfreundschaft war mir von meinem Elternhaus her vertraut. Ich war begeistert. Und doch waren die folgenden Jahre sehr schwer und entfremdeten mich in ungeahnter Weise von mir selbst. Denn ich lernte mich von einer ganz anderen Seite kennen: Ich wurde krank und musste von nun an mit unüberspielbarer Schwäche leben. Schwach sein hatte es in meinem Lebenskonzept nicht gegeben, so hatte ich mir mein Leben nicht vorgestellt! In meinem Aufbegehren wurde mir auch mein Gott, der doch von Kinderzeit an mein Vertrauter war, fremd und unheimlich, mein Glaube zerbrach in tausend Stücke.

Seither sind viele Jahre vergangen. Es war ein mühevoller und oft einsamer Weg, den ich gehen musste, der mich aber letztlich immer mehr zu mir selbst, zu Gott, zu meinen Menschengeschwistern und – nicht zuletzt – zurück in den Osten führte.

Heimsuchung

Seit knapp 10 Monaten lebe ich nun in Greifswald. Hier hat die OJC das „Haus der Hoffnung“ mit insgesamt vier Mitarbeitern, die Seelsorge anbieten und örtliche Kirchgemeinden unterstützen. Dass ich nun doch wieder im Osten gelandet bin, merke ich an äußeren Gegebenheiten kaum: Greifswald ist eine freundliche und moderne Stadt wie viele andere auch. Das Händeschütteln bei der Begrüßung habe ich mir schnell wieder angewöhnt.

Wenn mir hier in Greifswald etwas fremd ist, dann sind es die Menschen, denen ich jede Woche bei den Kompass-Kids begegne. Das ist eine aufsuchende Kinderarbeit auf einer Wiese in der Plattenbausiedlung Schönwalde. An jedem Donnerstagnachmittag sind die Mitarbeiter zur Stelle, um mit den Kindern zu spielen, zu singen und biblische Geschichten zu erzählen. Ein paar Meter entfernt gibt es – ebenfalls im Freien – das Café Kompass: ein Tisch und ein paar Stühle, Tassen, jede Menge heißen Kaffee und ein paar Mitarbeiter, die einfach da sind. Und die Eltern lassen sich einladen, selbst bei Eiseskälte und strömendem Regen kommen sie, um von dem zu erzählen, was sie beschäftigt. Ich höre oft staunend zu, denn in der Begegnung mit diesen Frauen und Männern, die z.T. kaum lesen und schreiben können und zu den Benachteiligten der Gesellschaft gehören, tut sich mir eine völlig fremde Welt auf. Ich fühle mich geehrt, dass sie mich in ihren Kreis aufnehmen, und gleichermaßen verunsichert. Doch diese Verunsicherung will ich mir nicht vom Leib halten, denn ich habe entdeckt, dass sie mir helfen kann, schärfer hinzuhören und genauer hinzuschauen, um – auch ohne große Weltumsegelung – immer wieder meine eigene Ost-West-Passage zu finden.



Rebekka Havemann gehört zum Seelsorgeteam der OJC-Zelle in Greifswald.



AUS BABEL GETÜRMT

VOM SEGEN DER SPRACHLICHEN VIelfALT
VON FRANK PAUL

Globalisierung heißt für die meisten Menschen dieser Erde: moderne Technologie, Weltsprache Englisch und ein Wirtschaftssystem, in dem alles zur käuflichen Ware wird. Einzelne Kulturen werden zu Leitkulturen, die den anderen ihre Art erstrebenswert machen bzw. aufdrücken: Alle sollen „unsere“ Musik, Lebensmittel und Medien konsumieren, alle sollen sich nach „unserer“ Mode kleiden; dünn und blond ist universales Schönheitsideal. Was noch abweicht, steht unter dem Druck, sich anzupassen oder zu verschwinden. Kultureller Darwinismus!? Direkter Weg zum „eindimensionalen Menschen“?! Bleibt da nur der Kampf der Kulturen? Oder der gewaltsame Aufstand menschenverachtender Fundamentalisten? Wie kann heute kulturelle Vielfalt und friedliches Zusammenleben gelingen? Dazu kann uns ein roter Faden helfen, der sich in der Bibel findet.

Verlust von Land, Sprache, Zugehörigkeit

In 1. Mose 10, 8–12 und 11, 1–9 finden wir einen Stammbaum, der durch zwei erzählende Texteinheiten angereichert ist. Beide haben mit der Stadt Babel im Lande Sinar zu tun. In beiden geht es um Macht: um Nimrod, dem ersten „mächtigen Mann“ – und um die Stadt machtvoller Menschen, deren Name und deren Turm den Himmel erreichen soll. Babel/Babylonien¹ steht in der Bibel bis zum Ende für unterdrückende, gewalttätige Macht. Von den drei Söhnen Nochs wird berichtet, dass sie jeweils verschiedene Gegenden besiedelten, aber eine Aussage wird für alle drei gemacht: *Diese alle wurden zu Völkern, von denen jedes nach Sippen geordnet in seinem Gebiet lebt und seine eigene Sprache hat* (1. Mose 10, 5, 20, 31). Eine frühzeitliche ethnische Vielfalt: 70 Völker werden benannt! Zu ihrer Identität gehören: Familie, eigener Lebensraum, eigene Sprache und Volksbewusstsein. Kein Volk kann dauerhaft auf eine dieser Säulen verzichten. Beispielhaft sehen wir das am Volk Israel: Der Glaube an den Gott der Väter und die Verheißung, als Volk wiederhergestellt zu werden, hat sie durch alle Gefahren der Geschichte bewahrt. Die Erzählung des Buches Daniel macht beispielhaft deutlich, wie gefährlich die Zeit des babylonischen Exils war, als das Heimatland alle Symbole nationaler Einheit verloren hatte und das Überleben der eigenen Sprache, Kultur und Glaubenspraxis drastisch gefährdet waren (Dan 7).

Großbaustelle Assimilation

Der erste Einschub in der Völkertafel in 1. Mose 10, 8–12 bezieht sich auf die Person Nimrods, *der erste, der fremde Völker seiner Herrschaft unterwarf und ein kühner Jäger/Krieger war*. Dieser Enkel Nochs wird beschrieben als der erste, der ein Imperium mit zwei Zentren errichtet: im Land Sinar und später noch im Land Assur. Seine Geschichte steht im Kontext der Gründerväter anderer Nationen und Sprachen, die bereits existierten und durch Namen gekennzeichnet sind. Nimrod erscheint hier als der erste, der in jeder Hinsicht expansiv

ist: Er nutzt Werkzeuge und Waffen, um sich und seine Familie über andere auszubreiten, ja sogar „vor Jahwe groß dazustehen“.

Das 11. Kapitel beginnt mit der sogenannten „Geschichte des Turmbaus von Babel“. Im Vers 1 und 9 entdecken wir die Zentralmotive der Erzählung: *Land* und *Sprache*. Diese Motive hatten vor ihrer Verschriftlichung schon eine lange mündliche Überlieferung im Volk Israel. Im biblischen Kanon stehen sie aber in engem Zusammenhang zu den vorangehenden Versen, was ihr Verständnis an diesen Kontext bindet: *Die Menschen hatten damals noch alle dieselbe Sprache und gebrauchten dieselben Wörter*. Darin kommt – im Kontrast zum vorangehenden Kapitel – zum Ausdruck, was die Bewohner des Landes Sinar *wahrnahmen*. Die ersten beiden Verse von Kapitel 11 nehmen somit Bezug auf die zuvor beschriebenen Menschen, die sich östlich, im Lande Sinar, niederlassen, sich ausbreiten und eine Vormachtstellung über andere Völker einnehmen. Sie tun, was alle Imperien tun, um ihre Macht zu stabilisieren: Sie überschreiten ihre Grenzen, unterwerfen andere, erlauben nur eine Sprache – versuchen durch monumentale Bauwerke und militärische Macht eine super-nationale Identität zu erzeugen. Das Turm-Bauwerk ist ja kein Aussichtsturm, sondern Teil einer befestigten Stadt, eine gigantische Konstruktion für einen militärischen Zweck: Feinde von weither zu sehen und sich vor ihnen zu schützen. Da sich in der Tigris-Ebene keine Felssteine zum Bauen finden, wird die Technik des Ziegelstreichens entwickelt. Zum Vermauern wird Asphalt verwendet; man hatte entdeckt, dass er durch das Erwärmen von – in ihrer Gegend reichlich vorhandenem – Rohöl leicht hergestellt werden kann. So entsteht und wächst menschliche Kultur: durch das Lösen von Problemen! Für die Bauarbeiten und die Nahrungsmittelversorgung werden massenhaft Arbeitskräfte aus anderen Völkern versklavt. Etwas, was die Israeliten einst in Ägypten am eigenen Leib erfahren werden.

Befreiung statt Strafe

Nimrod will hoch hinaus; Jahwe aber „steigt herab“. In dieser Textpassage steckt unglaublicher Humor: Gott muss sich regelrecht bücken, um zu sehen, was die „da unten“ machen! Mit keiner Silbe wird gesagt, Gott sei zornig; er interessiert sich für seine Geschöpfe und betrachtet ihr Tun. Insbesondere seit der Sintflutkatastrophe ist ihm daran gelegen, dass nicht noch einmal alles schiefgeht! Gott steigt also herab, um das imperiale Vorhaben der Babel-Leute zu stoppen. In biblischer Tradition meint „Gott steigt herab“ nicht, dass Er herabsteigt, um zu bestrafen! Im Gegenteil: Gott kommt, um zu befreien, um sich seines Volkes anzunehmen, um ihre Unterdrückung zu beenden. So wie er es später tut, um sein Volk aus der Macht der Ägypter zu befreien und sie in das für sie bestimmte Land zu führen (2. Mose 3, 8; vgl. Apg 7, 34). Die neutestamentliche Überlieferung sagt entsprechend: Gottes Sohn kommt nicht auf die Erde, um zu strafen, sondern zu vergeben, zu retten und zu befreien (Joh 3, 17). Der Heilige Geist kommt, um das Evangelium der Errettung und Befreiung polyglott (vielsprachig) zu bestätigen und die Gemeinde Jesu Christi mit Kraft aus der Höhe und einer globalen Vision auszustatten.

Der Entschluss Gottes, *hinunterzusteigen und ihre Sprache [zu] verwirren, damit keiner mehr den anderen versteht*, ist also keine Strafe für die Menschen, sondern eine göttliche Befreiungstat, die die Ambitionen eines übergriffigen Systems begrenzt. Es heißt nicht, dass die verschiedenen Sprachen und Völker in diesem Moment erst geschaffen werden (vgl. 1. Mose 10, 5, 20, 31); ganz genau heißt es, dass „ihre Sprachen verwirrt wurden“ – als wirkungsvolle Maßnahme gegen Selbstentfremdung, um die babelsche Expansion zu stoppen. Gott greift ein, damit sein guter Plan für die Zukunft nicht vereitelt werden möge: die Vielfalt und Freiheit der Völker, Sprachen, Kulturen und ihrer Geschichte(n). Kein Herrscher darf die Sprache seines eigenen Volkes allen anderen aufdrängen. Die Sünde, der Gott hier begegnet, ist also die gewaltsame, für damalige Verhältnisse globale

Kolonialisierung durch *ein* übermächtiges Volk und seine Sprache; der vom Schöpfer vorgesehene Segen für die Menschheit ist kulturelle Vielfalt! Die Vielfalt der Sprachen ist also keineswegs die Folge menschlicher Sünde oder gar eine göttliche Strafe, sondern von Gott gewollt. Entsprechend ist die Vorherrschaft eines Volkes über andere Völker auf Erden, über ihre überlieferten Kulturen und ihre Symbole – Ausdruck und Inhalt ihrer Identität – ein Vergehen gegen die von Gott beabsichtigte Fülle des Lebens.

Hörwunder Pfingsten

Diese Beobachtung am urbiblischen Text findet sich neutestamentlich an Pfingsten in augenfälliger Weise bestätigt. Die aus vielen Völkern für die Festtage in Jerusalem versammelten frommen Juden hören die Apostel mit galiläischem Zungenschlag predigen (Apg 2, 7). Überraschenderweise versteht sie jeder in seiner Muttersprache! Das Pfingstwunder bestand nicht etwa in der Fähigkeit der Jünger, in ungelerten Zungen oder gar in einer „himmlischen“ Sprache zu reden, es war vielmehr ein Hörwunder: *Wir alle hören sie in unserer eigenen Sprache die großen Taten Gottes verkünden!* (Apg 2, 10 b). Der Heilige Geist schaltet die Vielfalt nicht aus, wirkt keine charismatisch-himmlische Einheitssprache, keine Assimilation. Im Gegenteil: Er bestätigt und würdigt die von Gott gestiftete linguistische und kulturelle Vielfalt. Und er schafft an Pfingsten etwas Einzigartiges, was seinem eigenen Wesen entspricht: eine geistgewirkte neue Verbundenheit, die versöhnte multilinguale Gemeinschaft seiner Nachfolger. Im gesamtbiblischen Zusammenhang ist das nicht weniger als der Beginn einer neuen Gesellschaft. So wie Babel zum Inbegriff menschlichen Hochmuts wurde, wird nun Pfingsten und die darin gestiftete Gemeinschaft in Christus zum Signal der Entmachtung und Demütigung aller, die ihre Sprache und Kultur über die der anderen setzen wollen (nach Justo Gonzalez)².

Das himmlische Jerusalem ist polyglott!

Es ist interessant, wie der rote Faden aus der Urmenschheitsgeschichte sowie aus der Apostelgeschichte auch im letzten Buch der Bibel zum Leuchten kommt: Das geschlachtete Gotteslamm wird verehrt, weil es mit seinem „vergossenen Blut ... Menschen für Gott erworben [hat], Menschen aus allen Sprachen und Stämmen, aus allen Völkern und Nationen“ (Offb 5, 9; vgl. 7, 9; 13, 7; 14,6). In der Offenbarung des Johannes wird die Hure Babel vor ihrem Sturz beschrieben als Herrscherin über „Völker und Nationen und Sprachen“ (17, 15); ihre Sünden „sind aufgehäuft bis zum Himmel“ (18,5). Was Nimrods Ziegel nicht vermochten, das bewirken nun die Sünden des frevelhaften, machtbesessenen, globalen Unterdrückungssystems Babylon! Gottes Herabsteigen mit dem himmlischen Jerusalem (21, 1–7) hat abermals und endgültig befreiende Wirkung: die Rettung der Heiligen, das Ende ihrer Leiden und ihres Siechtums. Er selbst will unter ihnen wohnen. An diesem Ende werden die Nationen nicht etwa aufgelöst, sondern gelangen im Licht Gottes zu der ihnen eigenen Würde: Ihre Könige ehren Gott in seiner Majestät.

Der rote Faden der Identität kultureller und sprachlicher Vielfalt in der Bibel verbindet die Entstehung der Völker mit der Geburt der christlichen Gemeinschaft und der Vollendung der Heilsgeschichte. Unverkennbar wird, was Gott sich für seine Geschöpfe ausgedacht hat, und wie er ihre Identität markiert: Land, Sprache, versöhnte Gemeinschaft.

Unterpfand von Identität

Land – hebräisch *Eretz* – ist nicht nur ein Flecken Erde; es ist Lebensraum, den der Schöpfer Menschen, Familien, Völkern gegeben hat, damit sie ihn gemäß ihrer eigenen Art bewohnen und gestalten. Wenn ein Volk gewaltsam in den Lebensraum eines anderen eindringt, es erobert und die Einwohner unterwirft bzw. assimiliert, zerstört es eine von Gott gestiftete Ordnung.



Dabei ist es zweitrangig, ob es das durch territoriale oder nur durch wirtschaftliche oder kulturelle Expansion tut, das Ziel ist immer gleichermaßen negativ: die eigenen Werte, Symbole und Sprache aufzwingen, zu oft um des eigenen ökonomischen Vorteils willen.

Sprachen gehören zur Schöpfungsvielfalt. Alle Großreiche der Geschichte haben durch eine globale Kommunikation versucht, ihre Gesetze, Regeln, Steuerordnungen, Arbeits- (Ausbeutungs-) weisen durchzusetzen. Und wie oft haben christliche Missionare im Windschatten kolonialer Mächte dabei mitgewirkt! Sogar Bibelübersetzungen, die wirklich viel zur Erforschung, Förderung und Bewahrung einheimischer Sprachen beigetragen haben, konnten zum Vehikel kultureller Entfremdung werden. Mission hat so auch einen bedauerlichen Beitrag zur Stabilisierung kolonialer Herrschaftssysteme geleistet. In Lateinamerika zum Beispiel gelten europäische Sprachen bis heute als „richtige Sprachen“ und indigene als „Dialekte“. In der theologischen Ausbildung dominieren Erstere ganz deutlich. Vielen Christen der Urbevölkerung wird die Bibel nur durch fremde Denksysteme vermittelt – während ihrer eigenen geistlichen Denktradition, Sprache und Kultur keinerlei Wertschätzung entgegengebracht wird. Welch ein großer Verlust, wenn eine Sprache durch eine (offizielle) Nationalsprache in den Hintergrund gedrängt wird! So geht eine Art und Weise verloren, Gottes Schöpfung wahrzunehmen und damit andere Kulturen zu bereichern und zu ergänzen. Wenn ich in Argentinien mit meinen indigenen Glaubensgeschwistern Spanisch rede, selbst wenn ich noch so viel Sympathie zum Ausdruck bringe, hören und erleben sie mich in einer Sprache, die sie an ihre Eroberer erinnert und damit an alles, was ihnen das Leben erschwert, seit diese in ihren Lebensraum eingedrungen sind.

Was für die Israeliten galt, gilt auch allen anderen Menschen: Die Botschaft des Evangeliums soll in ihren Ohren verständlich sein und wertschätzend klingen. Sie sollen nicht gezwungen werden, eine fremde, aber mit genauso sündigen Elementen durchwachsene Kultur zu übernehmen. Bei

Matthäus beginnt der Stammbaum Jesu dort, wo 1. Mose 11 aufhört; er wird hier sozusagen fortgesetzt. In diesem Sinne schreibt das Evangelium die Geschichte der Familien und Völker fort, statt sie auszutilgen. Der neue Bund baut auf ihr auf, läutert sie, vervollständigt sie, reichert sie mit neuem Sinn an.

Versöhnte Gemeinschaft von Menschen, die sehr verschieden sind und es sein dürfen, das will und schafft Gottes Schalom. Nicht die Auflösung der Unterschiede, sondern ihre Anerkennung und Befriedung. Nicht formelle Gleichheit, sondern Gegenseitigkeit auf Augenhöhe. Nicht Vereinheitlichung, sondern Ergänzung. Der Schalom will nicht die Spannungen auflösen, sondern uns helfen, sie zu bejahen, will die Energie, die sie erzeugen, zum Aufbau versöhnter Gemeinschaft nutzen. Das gelingt uns, gelingt mir, wenn ich anderen ihren (Lebens-)Raum gewähre, ohne sie zu verprellen oder zu assimilieren (an mich anpassen zu wollen). Und wenn ich die Anderen als Geheimnis wahrnehme, ihre Grenzen achte, ohne mich gegen sie abzuschotten. Wenn Gottes Segen in seiner Fülle greift, dann in dieser Art geschwisterlicher Verbundenheit. ■

Anmerkungen:

- 1 Der Name „Babel“ klingt im Hebräischen ähnlich wie „balal“ [= verwirren]; er erinnert an unseren Ausdruck „blabla“.
- 2 Begleiten statt erobern. Missionare als Gäste im nordargentinischen Chaco, Neufeld, 2010, Ute und Frank Paul (Hrsg.) <http://www.ojc.de/medien/buecher/gesellschaft-verantwortung/begleiten-statt-erobern-mission/>
- 3 Die Rückkehr der Zikade – Geschichten vom Leben am anderen Ende der Welt, Neufeld 2015, Ute Paul. <http://www.ojc.de/medien/buecher/gesellschaft-verantwortung/missionseinsatz-im-ausland-rueckkehr-der-zikade/>



Frank Paul war interkultureller Mitarbeiter (Missionar) in Argentinien. Er koordiniert die weltweite Projektarbeit der OJC und verstärkt als Pastor das Liturgieteam der Kommunität.

DAS FENSTER DER TORA

GOTTES VERHEISSUNGEN
NACHBUCHSTABIERT

VON ÍRISZ SIPOS

Das Gesetz, mit kantigen Lettern in
Stein gemeißelt, spricht Gericht über
uns, in dem keiner besteht.
Du sollst; du sollst nicht.
Du kannst nicht!

Doch gegen Gottes Licht gehalten
enthüllt sich uns darin Verheißung
um Verheißung: Freiheit, Ebenbild,
Identität, Friede, Elternschaft, Leben,
Treibund, Fülle, Wahrheit, Freundschaft –
die Ursehnsucht nach einem
Leben in Würde, die den Menschen
aller Zungen ins Herz geschrieben ist.



Kalayaan

keine andern Götter haben

Wir sind berufen aus Gefangenschaft zur **Freiheit**, aus der Enge des Götzendienstes in die Weite der Gotteskindschaft! In dem Wort auf **Tagalog**, von unseren **philippinischen** Freunden übersetzt, klingt *Befreiung, Emanzipation, Anmut, Freizügigkeit* und *Unbekümmertheit* mit; wie wenn Gottes Majestät über den Slums von Manila aufstrahlt.

Ebenbild

kein Bildnis machen

Dem kläglichen Versuch, ihn in unsere Vorstellungen zu pressen, ist Gott humorvoll zuvorgekommen und hat den Menschen als lebendiges Abbild seiner Selbst in die Welt gestellt: *Zu seinem Bilde schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie*. Im Erkennen und Feiern seiner guten (Zu-)Ordnungen wachsen wir miteinander in die **Ebenbildlichkeit** hinein. Dieser Verheißung folgt der Auftrag der OJC.

էնթիյուն

den Namen nicht missbrauchen

Das **armenische** Wort für **Identität** (*ehjutjun: Sein, Wesen*) beginnt mit dem Buchstaben **Է** (*Eh*), der zugleich das *Seins*verb ist, aus dem sich der heilige *Name* Gottes, Urquell unserer und aller Identität, ableitet. Das *Eh* steht nicht nur an heiliger siebter Stelle im Alphabet, sondern verweist auch oft als kunstvolle Kalligraphie über dem Altar in armenischen Kirchen auf die Gegenwart des großen ICH BIN.

שבת

Feiertag heiligen

Nie senkt sich tieferer **Schalom** über die Welt und in unsere Herzen als am Schabbat, dem ersten Geschenk, das Gott seinen Geschöpfen gemacht hat. Als Erbe aus dem Paradies, dem Volk **Israel** anvertraut, wird er auch uns zum Segen. Die Zeit des Dankens und des Ruhens – ein Vorgeschmack auf die Ewigkeit.

maha na tita

Vater und Mutter ehren

Mutter und Vater bezeugen gemeinsam die Herkunft des Menschen aus dem Menschen und verbürgen seine Zukunft in der Generationenfolge. In der liebevoll-intimen Anrede auf **Kitalinga**, der Muttersprache unserer **kongolesischen** Partner, pulsiert der unablässige Zuspruch, mit dem uns Gott der Kindschaft *bei ihm* und der Elternschaft *aus ihm* versichert.

ЖИЗНЬ

nicht töten

Gott ist ein Liebhaber des **Lebens**, der *Existenz* und der *Lebenswirklichkeit*. Darum sollte das Leben uns heilig sein. Inspiriert von Projektpartnern in **Russland**, die ihr Heim für Waisen und Straßenkinder *Shizn* = Leben genannt haben, achten wir in diesem Gebot die unantastbare Würde eines jeden Menschenlebens – vom ersten bis zum letzten Herzschlag.

szövetseg

nicht ehebrechen

Der unaufkündbare **Bund** der Eheleute macht Gottes Heilshandeln an den Seinen auf sinnhaft-sinnliche Weise anschaulich. Im **Ungarischen** bildet sich das Wort aus *weben* und dem daraus abgeleiteten Hauptwort *Gewebe*. Dieses *Verwobensein*, geknüpft im *Text* (*szöveg*) des Versprechens und gefestigt im *Textil* (*szövet*) der Treue, erhellt als *Fackel* (*szövetnék*) der Liebe die Finsternis unserer Verlassenheit.

abundance

nicht stehlen

Uns ist nichts weniger als die **Fülle** verheißend; die sich an Gott halten, haben keinen Mangel an irgendeinem Gut! Der **englische** Ausdruck, hervorgegangen aus dem lateinischen *abundare: überfließen, über die Ränder fluten*, mahnt uns, einander nicht das Wasser abzugraben, sondern alles aus der Hand dessen zu empfangen, der uns übertoll einschenkt.

da'eesa latakac

kein falsches Zeugnis geben

Wahrheit steht in der Sprache der **Toba-qom** im **argentinischen** Chaco nicht für ein abstraktes Ideal. Sie macht vielmehr das *Verhalten* und den *Charakter* (*da latakac*) einer Person aus, die *aufrecht, gerecht, korrekt, solidarisch, lauter* und *ohne Falsch* (*'eesa*) ist. Darin spiegelt sich Gottes Art und wird zum Maßstab für menschliches Reden und Handeln.

compañero

nicht begehren des Nächsten Gut

Der Gefährte wird mir zum Geschenk, wenn ich, statt nach seinen Habseligkeiten zu schielen und mir zu nehmen, was ihm gehört, ihn endlich als den anzunehmen lerne, der zu mir gehört. Das haben wir von unseren **mexikanischen** Geschwistern lernen dürfen. So ist es mein Nächster, *mit* (*com-*) dem ich den *Brotbeutel* (*panera*) teile und gemeinsam satt werde am Lebensbrot, das Gott mit uns bricht. ■



SERGEJ



UND

FREUNDSCHAFT ALS BRÜCKE
ÜBER DEN OST-WEST-KONFLIKT
GESPRÄCH MIT
SERGEJ JELNIKOV, MOSKAU

? *Sergej, wie bewusst hast du das Ende des Kalten Krieges erlebt?*

Ich bin im Jahr 1967 geboren, also gegen Ende der Sowjetunion. 1991 war ich 24 Jahre jung und hatte gerade meinen Uniabschluss in Philosophie. Die Zeichen für ein Ende des Kalten Krieges waren für mich vor allem zwei Ereignisse: Der Zusammenbruch der UdSSR und die Wiedervereinigung Deutschlands. Ich kann mich an dieses Gefühl sehr gut erinnern: Es war, als hätte jemand die Fenster geöffnet und frische Luft hereingelassen. Die ganze Welt stand mir offen! Heute würde ich das Ende der UdSSR nicht ganz so eindimensional sehen wie damals.

Ein weiteres, großes Zeichen der kommenden Offenheit – perestroika – war das Jubiläum „1000 Jahre Russische Kirche“, das 1988 gefeiert wurde. Zur Sowjetzeit war die Kirche die einzige legale Form des Anders-Denkens, aber sie stand immer im Schatten. Plötzlich rückte sie in den Vordergrund; das war ganz ungewöhnlich.

? *Was hat sich damals verändert?*

Die Mauern zwischen Ost und West wackelten seit Gorbatschows Amtsantritt, also seit 1985. Die Veränderungen – auch für uns in Russland – kamen rasch, am stärksten und am schnellsten hat man sie bei der Pressefreiheit gespürt. Man entdeckte Namen wie Alexander Solschenizyn, Joseph Brodsky, Vladimir Nabokov und viele andere; man konnte frei über die Geschichte reden, auch über die Stalin-Zeit, was vorher tabu war. Diese Meinungsfreiheit hat uns alle fasziniert. Eine unbekannte, interessante, spannende Welt öffnete sich vor unseren Augen. Unsere Professoren an der Universität hatten es nicht leicht. Sie wussten plötzlich nicht mehr, was sie unterrichten sollten, da die alten Autoritäten und Machtverhältnisse nicht mehr galten. Was das Vertrauen zwischen Ost und West angeht, so gehörte ich immer zu denjenigen, die der sowjetischen Anti-West-Propaganda nicht wirklich geglaubt haben. Die Öffnung zum Westen, das Ende des Kalten Krieges waren für mich eine Bestätigung, dass das, was ich ahnte und worauf ich hoffte, tatsächlich stimmte.



? *Wie kamst du mit der OJC in Kontakt?*

Nach meiner Promotion 1994 war ich eine kurze Zeit Assistent von Dr. Rainer Harnisch, einem Mitarbeiter von „Campus für Christus“, einem wunderbaren Menschen und talentvollen Missionar. Mit einer großen Gruppe von russischen Christen fuhren wir nach Dresden zum Christival und anschließend nach Reichelsheim zur OJC.

? *Was hat dich hier angezogen oder befremdet?*

Ich empfand die OJC damals nicht fremd oder befremdlich – ganz im Gegenteil. Ich sah die ansprechende Offenheit, eine Mannigfaltigkeit von Menschen, Meinungen, Liedern und Gebeten – die alle Substanz und Fundament in Gott hatten! Ihr seid glaubwürdig, weil es keine Distanz gibt zwischen dem, was gepredigt und dem, was gelebt wird. Stark beeindruckt hat mich das sozialpolitische und wissenschaftliche Engagement, das war in den Freikirchen, die ich bisher kannte, eher ungewöhnlich.

? *Hast du das damals als konfrontativ empfunden?*

Konfrontativ? Im Kontext der OJC kann ich mit diesem Begriff wenig anfangen. Klar konfrontiert die OJC diese Welt vom Evangelium her, und das ist auch gut und richtig so, weil die Gemeinschaft dadurch ihr Zeugnis gibt. Was mich persönlich anbelangt, würde ich eher sagen, dass einige Dinge für mich neu waren – zum Beispiel, dass der Geschäftsführer und der Pfarrer und der jüngste Mitarbeiter das gleiche Taschengeld im Monat bekommen wie alle anderen. Die OJC ist für mich ein lebendiges Beispiel für Gemeinschaft, in der Menschen es ernst meinen, mit Gott zu leben. Sie ist keine ideale oder heile Welt, die kann es in der Welt der gefallenen Schöpfung einfach nicht geben. Im Zusammenleben auf dem Schloss oder im Quellhaus gibt es Streit und Stress, also alles, was zum Menschsein gehört. Aber ... es gibt dieses große „Aber“, das heißt – es gibt Einigung im Wesentlichen – mit Gottes Hilfe und aus seiner Kraft.

? *Hat der Kontakt heute noch Bedeutung für dich?*

Die OJC ist mein Bindeglied zu Deutschland geworden. Das kann ich weder über die Uni, an der ich studierte, noch die Firma, in der ich arbeite und die ich sehr schätze, sagen. Die OJC ist der Ort, wo ich die geistigen Wurzeln Europas am stärksten spüre. Es ist immer wie ein Nachhausekommen. Entscheidend waren und sind dabei die menschlichen Begegnungen – an der Stelle mein Dank an meine Freunde! Ich kann nicht alle nennen, aber einen Namen muss ich laut aussprechen – das ist Horst-Klaus Hofmann. Ich habe ihn als jemanden kennengelernt, der keine fertigen Antworten parat hat, die er in Form von Bibelzitatens aus der Tasche zieht – im Gegenteil, er zieht es vor, Fragen zu stellen und sich mit deinen Fragen auseinanderzusetzen. Diese seltene Verbindung von tiefem Glauben und zugleich Durst auf alles Neue, Kontroverse, die Bereitschaft, sich mit aktuellen Problemen der Gegenwart aus christlicher Sicht auseinanderzusetzen – das hat mich fasziniert.

? *In den Medien gewinnt man den Eindruck, dass es wieder zum Kalten Krieg kommen könnte. Wie siehst du das?*

Oh weh, das ist ein schwieriges Thema. Ich glaube nicht, dass es zu einer offenen Auseinandersetzung kommen wird. Aber wenn mir jemand vor einem Jahr gesagt hätte, dass es in der Ukraine Krieg geben wird, hätte ich genauso skeptisch reagiert. Russland und der Westen sind nicht zwei verschiedene Welten, sind keine jeweils homogenen Gebilde – da gibt es ganz verschiedene Schichten, Strömungen, Nuancen, Eliten und Interessen. Ich bin überzeugt, dass wir bei allen Verschiedenheiten und Differenzen zusammengehören – politisch, wirtschaftlich, kulturell. Leider sieht unsere politische Führung dies etwas anders und versucht, die Idee vom „Russischen Sonderweg“ zu fördern. Diese Idee ist nun in Russland „in“, aber nur als ideologische Deklaration, nicht in der Praxis.

? *Woran machst du das fest?*

Man deklariert in Russland, der Westen sei eine „kranke“ Zivilisation, Russland sei da „anders“.

Aber was heißt das, nicht nur in Worten, sondern in der Praxis? Gibt es weniger Scheidungen, weniger Abtreibungen, weniger Pornografie auf den russischen Webseiten, weniger Verbrechen, die in der Habgier von Menschen verwurzelt sind? Nein, alle Laster, die dem Westen zugeschrieben werden, sind auch bei uns reichlich vorhanden. Und die Interessen und Werte eines durchschnittlichen Mitbürgers sind ähnlich wie im Abendland: sich satt essen, ein gutes Auto haben, sich zweimal im Jahr Urlaub gönnen – Österreich im Winter und Spanien im August. Das ist ja nicht schlimm an sich, man muss aber nicht so tun, als wären wir im Vergleich zur westlichen Welt irgendwie „anders geschnitten“.

? *Was hört ihr in den Medien und was denkst du darüber?*

Wir schauen seit einem Jahr kein Fernsehen mehr, aber was ich darüber am Rande erfahre, ist traurig und macht mir Sorgen. Man wird ständig über grundsätzliche politische Konflikte und über weltanschauliche Konfrontationen zwischen Russland und dem Westen „informiert“. Ich halte das einfach für einen Versuch, die wirtschaftlichen Probleme des Landes zu verschleiern. Wenn es überall „Feinde“ gibt, zeigen die Menschen mehr Bereitschaft zu schweigen und zu dulden. Aber in der Weltpolitik gibt es nicht Freunde und Feinde, sondern nur politische Interessen. Statt die andere Welt zu dämonisieren, bräuchte Russland eine effiziente Integration in die Weltwirtschaft, um seine eigenen Stärken (und davon gibt es genug!) einbringen zu können. Was der Westen aber auch wissen muss: In Russland gibt es trotz der Verstaatlichung des Fernsehens eine – wenn auch begrenzte – Meinungsfreiheit, das gilt vor allem für die Presse und das Internet. Und machen wir uns nichts vor, eine absolute Nachrichtenneutralität ist heute kaum irgendwo zu finden, selbst in Deutschland nicht.

? *Du bist Philosoph, arbeitest aber in der Wirtschaft. Was bedeutet die Entfremdung zwischen Ost und West für die Wirtschaft?*

Sollte es in der Tat zu einem Bruch zwischen Ost und West kommen, würde das für die russische

Wirtschaft eine lange Rezession mit unvorhersehbaren Folgen bedeuten. Die heutige Welt ist global, ob wir das wollen oder nicht. Jeder Versuch, sich selbst zu isolieren, muss scheitern.

? *Was bedeutet das konkret für die Christen?*

Für die Gläubigen wird sich, glaube ich, nicht viel ändern. Das Risiko für die Kirche besteht eher darin, sich zu eng mit dem Staat zu liieren, weil der Staat Verbündete braucht und sich unsere Kirche mit ihrem Konservatismus für diese Rolle sehr gut eignet. In meiner Gemeinde wird kaum über Politik gesprochen, wir halten uns bewusst davon fern. Aber das, was in der Welt geschieht, hat auch Auswirkungen auf die Kirche, auf unsere Liturgie, in der wir ständig für den Frieden in der Ukraine beten. Nicht um Sieg für die eine oder andere Seite, nein – für Frieden, Trost, für Heil und Segen.

? *Wie konnte es zu dieser neuerlichen Entfremdung kommen?*

Das ist ein Eliten-, aber kein Völkerkonflikt. Unsere Obrigkeit braucht irgendeine Erklärung, ja Legitimation für die wirtschaftlichen Probleme, und so entstehen Feindbilder. Ich sehe keine „Entfremdung“ zwischen unseren Völkern. Wahrscheinlich gibt es so etwas mit den Amerikanern, aber nicht mit den Europäern und schon gar nicht mit den Deutschen, die in Russland den besten Ruf haben und Respekt genießen. Das gilt nicht nur für mich oder meinen Freundeskreis, so denken die meisten Russen.

? *Was ist zu tun: für uns hier, für euch dort?*

Wir müssen Gott vertrauen, wohl wissend, dass der Herr uns nur in dem Maß herausfordert, wie wir es verkraften können. Diese politischen Spannungen werden vermutlich noch einige Jahre dauern, bis es wieder zum „Tauwetter“ in der internationalen Politik kommt.

? *Siehst du auch eine Chance in diesem Konflikt?*

Ich kann an dieser Stelle nicht viel Neues sagen – es braucht Zeit, Gebet, und wir müssen sicher-

lich unsere menschlichen Beziehungen, das, was uns verbindet, pflegen und fördern. Länder und Kulturen sind nicht abstrakt, sondern bestehen aus realen, konkreten Menschen. Und wenn der Mensch Jelnikov einen guten Freund Wolf in Reichelsheim hat, so wird es keinem Politiker gelingen, dies zu zerstören. Eminent wichtig sind interkulturelle Kommunikation, Austausch im wissenschaftlichen und kulturellen Bereich, ähnlich wie in den 90er Jahren. Bei uns wird zum Beispiel aufdringlich propagiert, die „europäischen Werte“ seien Homosexualität, Euthanasie etc. Aber das sind keine Wurzeln der europäischen Kultur! Um Vorurteile zu zerstören, muss man die Realität kennen. Und es gibt viele Menschen bei uns, die da anders denken.

? *Was kann die Politik tun und was können wir Christen tun, um den Konflikt zu entschärfen?*

Für die Politiker kann ich nichts sagen – aber es ist gut zu wissen: Was wir dort auf der Oberfläche sehen, ist nur die Oberfläche. Die wahren Motive und treibenden Kräfte der Politik bleiben uns verborgen. Wir Christen, ob orthodox, katholisch oder evangelisch, haben nur ein Rezept: Gebet und Vertrauen. ■

Das Interview führten Konstantin Mascher und Cornelia Geister.



Dr. Sergej Jelnikov, 47, Spezialist für Marketing und Kommunikation, lebt mit seiner Frau Swetlana und dem 7-jährigen Sohn Daniel in Moskau. Er bekennt sich zur Orthodoxie. Seit fast 20 Jahren ist er ein Freund der OJC.

Im Dampfkochof
der Liebe

NÄHE WAGEN MIT 52
VON ALMUT H.

Mein erstes, selbst gekauftes Spielzeug war eine Petra-Puppe mit Hochzeitskleid. Das sagt einiges über die Träume des Mädchens von damals. Doch es dauerte lange, bis ich mich auf das Wagnis einer verbindlichen Beziehung zu einem Mann einließ. Ich war 52. Hinter mir lagen Jahre, in denen ich unter dem Alleinsein gelitten, aber auch zunehmend die Zeiten der Stille zum Zu-mir-Kommen schätzen und suchen gelernt hatte. Im Rückblick wird mir bewusst, wie sehr und warum ich das Alleinsein brauchte: Als ein Mensch, der stark aus den Erwartungen anderer lebt, musste ich meine innere Balance wiederfinden und Kräfte sammeln, um mich erneut auf die Menschen, ihre Erwartungen und meine Ansprüche an mich einlassen zu können. Dann aber machte ich mich gezielt auf die Suche nach einem Partner. Immer wieder tauchte der Gedanke auf: „Ich bin noch nicht reif für eine Beziehung“, bis ich eines Tages feststellte: „Entweder ich lasse mich ein, und wer mich will, muss mich nehmen, wie ich bin, oder ich kann das Projekt vergessen. Ich werde mich nie gut genug finden.“ Wenig später kam eine Mail, dann folgte ein Anruf, der viel entspannter war als alle bisherigen, und ein erstes Treffen, nach dem ich das Gefühl hatte: Dem könntest du vertrauen.

Achterbahn und Fluchreflexe

Auf dem Weg des Kennenlernens und sich Einlassens erlebte ich mich selbst ganz neu. Ich fand mich in einer gefühlsmäßigen Achterbahn wieder. Meine Stimmung kippte von „Das ist genau der Richtige“ zu „Das geht überhaupt nicht“. Während einer USA-Reise z. B. war Martin immer dabei, denn ich schrieb Tagebuch für ihn. Kurz vor dem Rückflug aber war ich überzeugt, ich müsse Schluss machen. Wenn ich mich in solchen Situationen mal wieder völlig verzweifelt auf die Suche nach den Gründen machte, stellte ich fest: „Das geht überhaupt nicht“ hieß eigentlich „Ich habe Angst, ich schaffe das nicht“. Nach der Reise war es wieder gut, als er mir auf dem Bahnsteig entgegenkam. Solche Erfahrungen, aber auch die Ermutigung von Freunden, die uns zusammen erlebten, halfen mir, mich weiter auf ihn einzulassen. Nach eineinhalb Jahren wagten wir das gemeinsame Leben. Nur wenig später wurde ich krank und musste zu Hause bleiben: 24 Stunden

beieinander – und das über längere Zeit! Ich hatte das Gefühl, ich stecke in einem Dampfkochtopf zum Lieben-Lernen: Alles war wie beschleunigt, aber auch ziemlich anstrengend. Ich wollte nicht verletzen und traute mich nicht, mich ehrlich zu zeigen. Bei Missverständnissen verkroch ich mich in mein Schneckenhaus. Martin ermutigte mich immer wieder zu formulieren, was los ist. Er ist glücklicherweise drangeblieben. Langsam tastete ich mich an ehrliche Antworten heran, immer mit der Angst im Nacken, was passiert, wenn ich authentisch bin. Ich fand mich doch selber so erbärmlich mit meinen Ängsten, meinem Misstrauen, meiner Unfähigkeit, ihn so zu lieben, wie ich es gerne getan hätte. Bei langen Spaziergängen und Gesprächen fanden wir wieder den Zugang zueinander. Es erstaunte mich immer wieder, was Martin alles aushielt, z. B. dass ich ihm kurz nach der Hochzeit mitteilte, ich hätte den Eindruck, den größten Fehler meines Lebens gemacht zu haben.

Lieben kommt von lieben lassen

Bei uns treffen zwei gelebte Leben aufeinander. Keiner ist ohne Verletzungen davongekommen, und unsere Verletzungen passen gefährlich gut zusammen. Wenn dann die Angst vor Nähe und dem Durchschautwerden auf die Angst vor dem Verlassenwerden trifft, geht eine Weile gar nichts mehr, bis einer sich fängt und wieder Schritte auf den anderen zu machen kann. Ich komme immer wieder an den gleichen Punkt: Ich wäre so gerne viel liebesfähiger, als ich bin, und stoße heftig an meine Grenzen. Dann will ich wegrennen und bin noch entsetzter über mich. Was mir hilft? Loslassen und auftanken. Dazu gehört z. B. der Satz einer Freundin: „Bring Jesus deine Unfähigkeit, gib an ihn ab, was du nicht tragen kannst.“ Noch wichtiger aber ist: Nur wenn ich regelmäßig – am besten täglich – die bedingungslose Liebe Gottes tanke, kann ich ehrlich ich selbst und Martin ein echtes Gegenüber sein. Das Hochzeitskleid habe ich inzwischen selber getragen, wenn auch nicht „am schönsten Tag meines Lebens“. Auf dem gemeinsamen Weg habe ich entdeckt: Es wird immer schöner! ■



Almut H. war von 1987 bis 1994 Mitarbeiterin in der OJC.



Die Anderen: ganz real, ganz nah!

ERSTE ERFAHRUNGEN IM INTERNATIONALEN CAFÉ VON MARTIN BOLLER UND CORONNA SCHUMANN (FSJ)

Glaubt man den Medienberichten, dann wird Deutschland geradezu überschwemmt von Asylsuchenden aus Syrien, dem Kosovo, Serbien, Afghanistan, Irak und weiteren Ländern. Dieser Eindruck relativiert sich, wenn man vor Ort konkret hinschaut: So kommen auf 8500 Reichelsheimer gerade mal zwölf Flüchtlinge. Gegenwärtig sind es zwei Familien und vier Einzelpersonen aus Eritrea. In das Land, das wegen des permanenten Ausnahmezustandes auch das „afrikanische Nordkorea“ genannt wird, wird kaum einer zurückgeschickt. Auf der Weltrangliste der Christenverfolgung steht Eritrea, obwohl dort Kirchen legal existieren, auf Platz zehn. Meinungs- und Versammlungsfreiheit sind stark eingeschränkt, die unbefristete Wehrpflicht liefert Männer und Frauen der Willkür der Offiziere aus. Deserteure

können ohne Gerichtsverfahren gefoltert und getötet werden. Wem die Flucht mithilfe von Schleppern über Libyen nach Italien oder über den Sudan nach Ägypten gelingt, begibt sich in große Gefahr. Hunderte sterben jeden Monat, nicht wenige landen im Menschenhandel oder müssen z. B. Organe als Lösegeld „spenden“. Wer es bis Deutschland schafft, kann Asyl beantragen und muss seine persönliche Geschichte dokumentieren. „Unsere“ Eritreer wurden in den jeweiligen Auffanglagern dem Odenwälder Landkreis zugeordnet, wobei möglichst mehrere Familien und Alleinstehende derselben Herkunft zusammen bleiben sollen, um einander unterstützen zu können. Mitglieder des Reichelsheimer Runden Tisches für int. Verständigung stehen ihnen im deutschen Alltag, bei Behördengängen und Arztbesuchen zur Seite, ge-

ben Sprachunterricht und besuchen sie. Damit die Eritreer auch in ungezwungener Atmosphäre ihre Sprachkenntnisse erweitern, die deutsche Kultur-, Denk- und Lebensweise besser kennenlernen und Kontakte knüpfen können, haben wir zusammen mit dem Runden Tisch und dem Ehepaar Haile und Turinesh das offene Internationale Café ins Leben gerufen. Jeden Donnerstagnachmittag öffnet das REZ in der Bismarckstraße 8 seine Türen. Wir haben schon viel aus den Begegnungen gelernt.

Martin:

Ich bin selbst Ausländer, allerdings nicht vor einer bedrohlichen Situation nach Europa geflohen. Meine Reise aus den USA war nicht lebensgefährlich, und ich war mir nicht völlig ungewiss darüber, was mich erwartete. Wenn ich die Flüchtlinge donnerstags im Café treffe, scheint es oft, als kämen wir von unterschiedlichen Planeten! Wie soll ich aus meiner privilegierten Perspektive verstehen können, was diese Menschen bewegt, alles, was ihr Leben war, hinter sich zu lassen und das Schicksal von Flüchtlingen auf sich zu nehmen? Aber – so frage ich mich auch –, dürfen diese Unterschiede trennend zwischen uns stehen? Paradoxiere Weise war es ausgerechnet eine mir völlig fremde Sitte, die uns verband. Wir saßen mit einer Gruppe Eritreer zusammen, die nach eritreischem Brauch süßen, schwarzen Kaffee zeremoniell vorbereitete und uns reichte. Wir genossen die Gemeinschaft. Überhaupt scheint mir Wertschätzung der „fremden“ Kultur ein Schlüssel zur Freundschaftstür zu sein. Beim Deutsch-Englisch-Kauderwelsch mit einem jungen Eritreer fielen mir Gemeinsamkeiten auf: Wir beide müssen erst Deutsch lernen und sind noch immer von der Komplexität der Sprache überwältigt. Wir haben beide viele Geschwister, Cousins, Cousinen und Freunde. Wir beide haben Spaß am Spielen. Beim Tischkicker Seite an Seite, bei dem wir uns nach jedem Tor ein High-Five gaben und über jedes Gegentor schimpften, fühlt es sich an, als kenne ich ihn schon lange – wie einen sehr guten Freund.

Corona:

Mich fordert die wöchentliche Konfrontation mit den Flüchtlingen sehr heraus. Eigentlich dachte ich, ich wäre anderen Kulturen gegenüber aufgeschlossen und tolerant; aber dann habe ich

eine gewisse Distanziertheit und Vorbehalte an mir selbst wahrgenommen. Die Eritreer wirken fremd und ich teile die Anwesenden unbewusst nach dem äußeren Erscheinungsbild in zwei Gruppen. Wegen der Sprachbarriere, die ein ungezwungenes Plaudern erschwert, halte ich mich lieber an die Deutschen. Meine Lebensweise kommt auf den Prüfstand. Mein wohlbehütetes Leben ohne Angst vor Krieg und Verfolgung, mit der Möglichkeit, meine Meinung frei zu äußern und meinen Glauben zu leben, rückt plötzlich in ein neues Licht. Und meine „Luxusprobleme“ beginnen zu schrumpfen. Die leidvollen Schicksale, von denen ich in den Nachrichten höre, berühren mich, aber es ist etwas ganz anderes, diesen Menschen persönlich zu begegnen. Das ist nun ganz real, ganz nah. Ich habe großen Respekt vor ihrer Geschichte, vor ihrem Mut und ihrem Bemühen, sich in die Gemeinde einzufügen, unsere Sprache zu lernen und die deutsche Kultur zu verstehen; aber auch, ihre eigene Kultur zu pflegen und nicht zu verstecken, dass sie anders sind. Das spiegelt mir meine innere Haltung, etwas als „reiche Deutsche oder Europäerin“ geben zu wollen. Natürlich brauchen die Flüchtlinge Unterstützung; doch sie haben uns ebenfalls etwas zu geben.

All das, was mich aufgrund meiner Erziehung, meines westlichen Denkens und Handelns prägt, würde ich ohne einen Anstoß von außen nur schwer hinterfragen – ich kenne es ja nicht anders! Aber nun beginne ich mich zu fragen: Warum denke ich eigentlich so? Wieso habe ich mich so entschieden und nicht anders? Glaube ich dies und das aus Überzeugung, oder habe ich meine Meinung der Einfachheit halber übernommen? Es ist weder einfach noch bequem, über den Tellerrand zu blicken, aber es lohnt sich, über den eigenen Schatten zu springen: Es kommt immer was zurück! Zum Glück gibt es neben der Sprache auch noch andere Ebenen der Begegnung wie Mimik, Gestik – und Tischfußball: wir sind ein echt gutes Team geworden! Vertrauen ist gewachsen und die Distanz schwindet allmählich.

Mein persönliches Highlight war das erste zufällige Treffen an der Ampel – ich konnte den Eritreern einfach wie Freunden begegnen! ■

FREMD IN DER HEIMAT



AUS COSTA RICA ÜBER REICHELSHHEIM INS SCHWABENLAND VON PHILIPP SCHAD

Im Dezember 2012 kam ich in der Heimat meiner Eltern an, nachdem ich den Großteil meines Lebens mit meiner Familie in Costa Rica verbracht hatte. Trotz Deutsch als Muttersprache und der dazugehörigen Staatsbürgerschaft fühlte ich mich hier fremd. Früher kam ich nur kurz zu Besuch, jetzt wollte ich länger bleiben und studieren. Ich startete mit einem halben Jahr Bundesfreiwilligendienst (BFD) in der OJC.

Zwischen den Welten

Ich passte gut in die WG in der Scheffelstraße, wo sich Ost und West, Dresden und Chile mit der Südsee und dem Taunus vermischten. Es war eine gute Zeit, in der ich sehr viel lernen konnte. Mir wurde klar, dass ich mich zu den „Third Culture Kids“, kurz TCK, zählen darf; Menschen, die als Kinder intensiv von zwei oder mehr Kulturen geprägt worden sind. Wir sind eigentlich „normale“ Fremde, nur ohne fremdländischen Akzent und großen Fotoapparat. Die flexible Kulturzugehörigkeit und die meist gute Anpassungsfähigkeit bergen aber auch Nachteile. Uns fehlt eine „richtige“ Heimat; wer das nicht selbst erlebt hat, kann es schwer nachvollziehen. Oft erlebe ich, dass die Leute zustimmend nicken, mich aber missverstehen: „Ja, ich bin auch nach dem Abi von zu Hause weggezogen und kann verstehen, wie schwer es ist, sich einer neuen Umgebung anzupassen.“ Diese Situation ist aber nur bedingt mit der eines TCK vergleichbar, da sich einerseits die Kultur nicht drastisch ändert, andererseits die Heimat in der Regel weiterhin existiert und in erreichbarer Nähe bleibt.

Als ich mein Studium nach einem Semester abgebrochen hatte, fragte ich mich, was ich will oder was mich ausmacht. Wer sich vordergründig an alles anpassen kann, hat es schwer, sich selbst klar zu erkennen. Ich fühlte mich wie ein Schauspieler, der sich in seiner Rolle verliert. Als würde ich die Welt nur dumpf, hinter einer Maske wahrnehmen.

Fast alle Beziehungen, außer die zu meinen Eltern und Geschwistern in Costa Rica, kosteten mich mehr Kraft als sie gaben. Ich hasste die oberflächlichen Gespräche, die ich meinte, führen zu müssen.

Wo bin ich eigentlich?

In den Gesprächen mit meinem OJC-Mentor begann ich, mir einen Reim auf das zu machen, was gerade geschieht. Ich hatte viel zum Thema Identität gehört. Das Reflektieren bewahrte mich nicht vor der Krise; der Prozess ließ sich nicht umgehen, aber ich denke, es hat ihn beschleunigt. Zum Beispiel eine Auslegung der Szene aus Genesis 3,9, die wir während unserer einwöchigen Pilgerwanderung hörten. Da versucht sich der Mensch zum ersten Mal vor Gott zu verstecken, worauf Gott durch den Garten geht und ruft „Adam, wo bist du?“ Er hat es als allwissender Gott eigentlich nicht nötig, das zu fragen. Daher ist die Antwort Adams auch nicht für den Schöpfer, sondern für ihn selbst interessant. Wo bin ich, was tue ich gerade, was fühle ich? Ich habe mich diesen Fragen wiederholt gestellt, wobei mir auch das regelmäßige Notieren meiner Gedanken – auch das habe ich mir in der OJC angeeignet – half, mich zu fokussieren und mir, zumindest in kleinem Umfang, bewusst zu werden, wo ich stehe. Inzwischen studiere ich Agrarwissenschaften in Stuttgart und fühle mich recht wohl. Vielleicht auch, weil meine Familie nach Deutschland nachgezogen ist oder weil mir die deutsche Kultur nun doch unter die Haut gedrungen ist. Das Wort „Heimat“ wird mir wohl trotzdem nie über die Lippen kommen. ■



Philipp Schad zog als Dreijähriger mit seinen Eltern nach Costa Rica. Er lebt heute als Student in Stuttgart.



A Dieu, Willi!

Am 30. März, dem ersten Tag der Karwoche, ist **Willi Trautmann** auf der Heimfahrt vom Arzt seinem Krebsleiden erlegen. In den letzten Wochen hatte er noch einmal ausgedrückt: „Dankbarkeit und Freude sind der Ausgangspunkt meiner Beziehung zu Gott.“ (s. Interview SK 1-2015). Sie standen auch am Ende seines Weges. Unter großer Anteilnahme wurde er bei aller spürbaren Trauer in fast heiterer Stimmung mit Dank- und Lobliedern auf dem Reichelsheimer Friedhof **verabschiedet**. So hatte er es sich gewünscht. Hermann Klenk sprach über die Zusage Jesu: „*In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, hätte ich zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten?*“ (Joh 14, 2–3). Dieses Bild von den Wohnungen hatte dem Schreiner und Bauhandwerker Willi viel bedeutet und war wegweisend für seinen Glauben und seine Zukunftshoffnung.

Wir wissen ihn am Ziel seines Lebens! In Dankbarkeit für fast zehn Jahre Zusammenarbeit und viele Jahre der Verbundenheit gilt unsere herzliche Anteilnahme seiner Frau Anita, seinen Kindern und Angehörigen.



Die Neue heißt Katja

Katja Boller ist die neue Verstärkung des Schlossteams, die sich seit dem 15. April der verwaisten Schlossküche annimmt. Die Schweizerin und **Profi-Hauswirtschafterin** hat das letzte Jahr in Costa Rica auf einer Missionsstation verbracht. Mit ihr können lang gehegte Träume in die Tat umgesetzt werden: nicht nur die Wiederbelebung der Mittagstische, sondern auch ein erweitertes kulinarisches Angebot für all die Besuchergruppen, die aufs Schloss und ins Erfahrungsfeld kommen. Wir freuen uns über ihre Initiativen und die Bereicherung der Gemeinschaft.



Annäherung an Hagar

Zwischen Klagelied und Freudentanz bewegten wir uns beim **Frauen-Tanz-Wochenende**. So näherten wir uns der Hagar-Geschichte (1. Mose 16) und Psalm 30 und haben neu erfahren: Gott sucht die Begegnung mit jeder von uns, kennt unser „Woher“ und „Wohin“ und spricht seine Verheißung auf Zukunft in unsere Situation hinein.

Mit der Anregung: „Sei, die du bist!“ gingen 21 Frauen bewegt in ihren Alltag zurück. Ihre Rückmeldungen waren ermutigend: „Ein wunderbares Gebets-, Meditations-, Tanz- und Verwöhnwochenende hat mich lange durch den Alltag schweben lassen. Die Feier: ‚Wir begrüßen den Sonntag‘ war mit Sicherheit das Schönste, was ich je erlebt habe! Alte jüdische und jüngere christliche Liturgie verbanden sich harmonisch miteinander.“ – „Das Tanzseminar hat bei mir viel Gutes ausgelöst und mich näher zu Jesus gebracht.“

Wir haben demonstriert

Die arrogante Reaktion der baden-württembergischen Regierung auf die von 192.000 Menschen unterzeichnete Petition gegen den **Bildungsplan 2015** zeigt, dass das Private wieder politisch werden muss. Es reicht nicht mehr, in stiller Selbstverständlichkeit für Ehe und Familie zu sein, es reicht auch

nicht mehr aus, Mehrheit zu sein, um nicht von einer Minderheitenmeinung gegängelt zu werden. Es ist Zeit, aufzustehen und für Ehe und Familie als nachhaltiges Fundament der Gesellschaft einzustehen, zusammen mit jenen LSBTTIQ-Menschen, die das auch so sehen. Unser Protest richtet sich ausdrücklich nicht gegen sie, sondern gegen den ideologisch verbohrt und unverantwortlichen Aktionsplan zur Akzeptanz sexueller Vielfalt der Landesregierung und nutzt das Demonstrationsrecht als legitimes Mittel an der politischen Partizipation. Am 23. März waren 2.400 Menschen für ihre Werte auf der DEMO FÜR ALLE in Stuttgart. Wir waren dabei.



Raum für einander Brennpunkt Seelsorge 1/15

Wir haben den Anlass genutzt und ein Heft zum Thema der Jahreslosung zusammengestellt. Die Autoren befinden sich in verschiedenen Lebensphasen, kommen aus verschiedenen Kirchen und Gemeinden und sind unterschiedlicher Nationalitäten. Dadurch wirft jeder ein anderes Licht auf das Thema und betont auf seine Weise das **Einander-Annehmen**. Das Heft liefert hilfreiche Impulse für das oft komplizierte Miteinander.

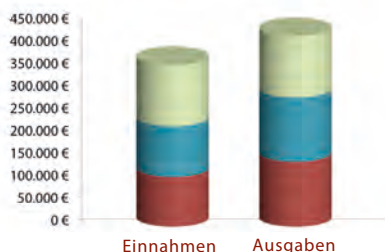
Sie können es kostenlos bestellen, per E-Mail bei versand@ojc.de oder telefonisch beim Versand 06164 9309 320.



SPENDENSIEGEL DER DEUTSCHEN EVANGELISCHEN ALLIANZ ERHALTEN!



Vorläufiges Ergebnis der
OJC Einnahmen – Ausgaben 2015



Januar bis März 2015

Einnahmen	Ausgaben	Ergebnis
359.849,58 €	425.085,56 €	-65.235,98 €

Liebe Freunde,

wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass wir, wie seit vielen Jahren, auch weiterhin das Spendensiegel der Deutschen Evangelischen Allianz erhalten haben – es ist nun gültig bis Ende 2016 und bestätigt, dass wir entsprechend „der Grundsätze für die Verwendung von Spendenmitteln“ mit Ihren Spenden verantwortlich umgehen.

Ihnen können wir nur immer wieder danken, dass Sie unsere OJC-Arbeit tragen und mit uns teilen. Nur so können wir die vielfältigen Dienste der OJC weiterführen und vielen Menschen in ihrem Glauben und Leben beistehen. Unser erstes Salzkorn 2015 „Wir Sterblichen“ hat einen Nerv getroffen und wird sehr häufig nachbestellt. Auch das geht nur, weil Sie uns dafür die Mittel zur Verfügung stellen. Seit Jahresbeginn hatten wir viele Gäste „nebenher“ und auf Seminaren; in diesen Wochen beginnt die Saison auf dem Erfahrungsfeld Schloss Reichenberg. Dennoch wächst zum Beginn eines jeden Jahres zunächst einmal die Lücke zwischen Einnahmen und Ausgaben. Das erinnert uns daran, dass wir nicht aus unserem Vermögen leben, sondern abhängig bleiben. Wir vertrauen darauf, dass das der übliche Jahresrhythmus ist, der über den Sommer weitergeht und in der Regel erst zum Jahresende einen Ausgleich findet.

Bitte bleiben Sie uns verbunden mit Ihren Gaben und Gebeten. Dafür vor allem danken wir Ihnen von ganzem Herzen!

Michael Wolf, Geschäftsführer und Günter Belz, Schatzmeister

LESERBRIEFE

AN DIE OJC-REDAKTION



ZU SALZKORN 1/2015

Das Thema hat mich, 79 J., besonders angesprochen. Auch in meinem Freundes- und Bekanntenkreis gab es im vergangenen Jahr viele Todesfälle, und dementsprechend Menschen, die mit dem Tod der anderen und mit dem Bewusstsein der eigenen begrenzten Lebenszeit leben müssen. Auch leite ich den monatlichen Seniorenkreis meiner Kirchengemeinde, wo ich eine der Jüngeren bin. Themen wie zunehmende Gebrechlichkeit, Loslassenmüssen, Sinn des Leidens und schließlich auch des Todes, sind allgegenwärtig. So möchte ich gerne das Heft anbieten, und sicher entwickeln sich gute und hilfreiche Gespräche. Denn welchen besseren Sinn der letzten Lebensphase könnte es geben als den, dass wir Betroffenen einander zum Leben vor dem Tod beistehen.

Ingrid Gruschkus, Gaienhofen

Die Salzkorn-Lektüre ist für mich immer wieder faszinierend und erhellend. Auch der aktuelle Artikel „Ich habe ein Stück Himmel erlebt“ von Willi Trautmann sprach mich an.

Reinhard Stöckle, per E-Mail

Ein gutes Heft zu einem wichtigen Thema, das mit 100%iger Sicherheit irgendwann alle angeht. Die Autoren sprechen sich aus für eine Kultur des Lebens als „heilige Domäne Gottes“ und der Verfügbarkeit des Menschen nicht unterworfen. Dann werden die immer gleichen Beispiele aufgezählt: Abtreibung, Euthanasie, Präimplantationsdiagnostik, Stammzellenforschung, Klonen und die verschiedenen Formen der Sterbehilfe. Was ich vermisste: Kein Wort zu Waffenlieferungen, Kriegen und Kriegsbeteiligungen, obwohl das Schlimmste, was Menschen Menschen antun können, sicher in Kriegen passiert und dort sicher keine Rede sein kann von der Achtung des Lebens als heiliger Domäne Gottes. Warum so einseitig? Das kostet Glaubwürdigkeit, finde ich.

Monika Starke, Pohlheim

Ich bin ein alter Mensch (*1922) und nach einem reichhaltigen Leben so lebens-, „satt“ (nicht müde!), wie es die Bibel von Mose oder Hiob sagt. Da ich Christin bin, mit Jesus tief verbunden, sehne ich mich danach, heimgehen zu dürfen, was er mir bisher verweigert, ohne Erklärung. Kein „Warum“. Das „Wozu“ leuchtet meinem Verstand ein – Gott braucht

Sympathisanten, Menschen, die Sein Leid über die Zerstörung seiner Schöpfung wahrnehmen und mit-leiden an den furchtbaren Folgen der Weigerung der Menschheit, nach Seinen Anordnungen zu leben. Körperlich und seelisch kann diese Einsicht aber sehr quälend sein, auszuhalten nur durch die Erfahrung, „auch in der tiefsten Not bist du nicht allein“. So kann ein Christ vielleicht auch sich selbst töten, wie Jochen Klepper es tat und Hans Küng es vorhat, für den schlimmsten Fall. Christus tat es nicht und ich will es auch nicht tun. „Sein Wille geschehe, nicht meiner.“

Alheide Seiss, Ettlingen

Viele Jahre bin ich schon mehr oder auch weniger tief berührte Leserin des Salzkorn und möchte mich mal bedanken für alles Engagement und die Treue der Redaktion. Über 30 Jahre hinweg verfolge ich mit Freude und Anteilnahme den Weg der Gemeinschaft und danke Gott für die guten Gaben (Mut und geistliche Erkenntnis), die Er in euch gelegt hat und mit denen Ihr Ihm und den Christen verschiedener Denominationen und der Gesellschaft dient.

Irene Zellner, Bonn

ZU OJC-INSIGHT WIR GEHEN AUF DIE STRASSE!

Respekt und Dankbarkeit empfinde ich für Ihre E-Mail mit der Einladung zur Demo für alle! Schade, dass sich bisher keine christlichen Werke diesbezüglich äußern und das Anliegen unterstützen. Es ist ein Jammer, dass man dann von den Medien gleich in eine bestimmte Ecke gestellt wird, umso mehr „Danke“ für den Mut der OJC, hier nicht zu schweigen.

Norman Stolz, Eppingen

Meine volle Unterstützung haben Sie. Wenn man neben dem Bildungsplan 2015 auch noch den „Aktionsplan Akzeptanz und gleiche Rechte in B-W“ sieht, kann man nun nicht einmal mehr nur von Irrsinn reden. Das ist gezielte Anstrengung zur Zerstörung jeglicher abendländisch-christlichen Kultur – ausgerechnet angeführt von dem grünen bekennenden Katholiken Kretschmann. Das fügt sich bestens zu den schwer erträglichen Äußerungen der „Theologin“ Göring-Eckhardt. Dazu noch der Kampf im EU-Parlament um das „Menschenrecht“ Abtreibung. Es stehen uns noch lange, erhebliche Anstrengungen bevor.

Prof. Dr. med. Rainer Gladisch, Lindenfels

ÖKUMENISCHE KOMMUNITÄT IN DER EVANGELISCHEN KIRCHE

- christuszentriert leben
- schöpferisch denken
- gesellschaftlich handeln

WIR SIND

eine ökumenische Lebensgemeinschaft in Reichelsheim/Odw. und Greifswald. Wir gestalten unser Leben im Rhythmus von Gebet und Arbeit.

OFFENSIV

setzen wir uns ein für eine Erneuerung in Kirche und Gesellschaft und suchen nach lebhaften Antworten auf gesellschaftliche Fragen und Nöte.

BEAUFTRAGT

durch Jesus Christus wollen wir jungen Menschen Heimat, Freundschaft und Richtung geben. Dabei setzen wir auf das Miteinander von gemeinsamem Leben, geistig-geistlicher Reflexion und gesellschaftlichem Handeln.



UNTERWEGS

als OJC-Gemeinschaft sind ca. 100 Menschen verschiedener Konfessionen, Familien, Ledige, junge Erwachsene und Ruheständler. Wir arbeiten, beten, feiern, teilen miteinander und unterstützen Projektpartner in vielen Ländern. Mit unseren Freunden und Unterstützern, die verbindlich zu unserem Auftrag stehen, wollen wir Salz und Licht in der Welt sein.

Die letzte verantwortliche Frage ist nicht, wie ich mich heroisch aus der Affäre ziehe, sondern wie die nächste Generation weiterleben soll. Dietrich Bonhoeffer



ojcos-
stiftung

Werden Sie Stifter!

Ihre Zustiftung schenkt vielen Generationen Barmherzigkeit, Hoffnung und Segen.

Die *ojcos-stiftung* fördert ganzheitliche christliche Menschenbildung und geistig-geistliche Orientierung. Die wichtigsten Aufgaben sind:

Jugendliche bilden

Erlebnispädagogisch die Bibel entdecken, in interkulturellen Begegnungen lernen, Waisen und Straßenkinder ausbilden.

Ehe und Familie stärken

Familien, in denen Kinder groß werden können, geben unserer Gesellschaft Zukunft. Familie ist der wichtigste Schutzraum, in dem Kinder lernen zu leben und zu lieben.

Notleidende versorgen

Unsere Projektpartner in Übersee, z. B. Albert K. Baliesima im Ostkongo, helfen wir, die furchtbare Not des Bürgerkrieges durch Gesundheitsstationen und Schulen zu lindern.

Lebensunterhalt sichern

für Mitarbeiter in Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften, die nach vielen Jahren im Dienst christlicher Nächstenliebe nur eine schmale Rente haben.

Herzlichen Dank für Ihre Hilfe! ojcos-stiftung, Joachim Hammer, Tel.: 06164 9309-312
hammer@ojcos-stiftung.de. IBAN DE78 5206 0410 0004 0047 01, BIC GENODEF1EK1

barmherzig • nachhaltig • innovativ



WIR BIETEN INSPIRATION DURCH UNSERE PUBLIKATIONEN

Bitte senden Sie mir kostenfrei zu:

Gewinnen Sie doch einen neuen Leser!



Salzkorn
Impulse aus der ökumenischen
Lebensgemeinschaft
4 x jährlich, kostenfrei



Brennpunkt Seelsorge
Beiträge zur biblischen Lebensberatung
2 x jährlich, kostenfrei



Bulletin
Nachrichten aus dem Deutschen Institut
für Jugend und Gesellschaft
1-2 x jährlich, kostenfrei

OJC insight
Newsletter der Offensive als E-Mail
Abonnieren unter insight@ojc.de

Diese Bücher können Sie gegen Rechnung bestellen:



Neu:
Ute Paul: Die Rückkehr der Zikade
Neufeld Verlag, 14,90 €



Neu:
Klaus Sperr: Herzschlag.
Anstöße zu den Wochensprüchen
des Kirchenjahres
fontis-Verlag, 11,99 €



Wie Gefährten leben
Eine Grammatik der Gemeinschaft
Die OJC-Kommunität mit Dominik Klenk
14,99 €



Vom Neid befreit
Die Kunst, zufrieden zu sein
8,99 €



Besser Streiten
Konflikte austragen statt nachtragen
8,95 €



Gender Mainstreaming
Das Ende von Mann und Frau?
9,99 €



Ute und Frank Paul: **Begleiten statt erobern.** Missionare als Gäste im nordargentinischen Chaco, 16,90 €

Gerne senden wir Ihnen Infos
 über die OJC
 über ein FSJ oder BFD
 über die ojcos-stiftung
 über die Initiative Ehe und Familie
 über unsere Projekte in aller Welt
 über Schloss Reichenberg
 über das Erfahrungsfeld

BESTELLUNG bitte einsenden oder per Fax: 06164 930930 oder E-Mail: versand@ojc.de

An Offensive Junger Christen | Versand | Postfach 1220 | 64382 Reichelsheim/Odw.

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ/Ort

OJC-Freundesnummer (falls zur Hand)

E-Mail

Datum/Unterschrift

LESERBRIEF ZUM FENSTER DER AUFERSTEHUNG

Leider sind Sie bei der Meditation zum Chorfenster in eine Falle geraten. Gestellt haben diese Falle die Revisoren des Bibeltextes. Sie wollten „der Schrift Meister“ sein und haben Sünde und Sühne vermengt. Ganz schnell haben sie das richtige VERsöhnen durchgängig geändert in ENTsühnen. Psalm 51,9: Entsündige mich mit Ysop ... EG 133,2: Entsündige meinen Sinn ... Dagegen: „Sühne ist ein Heilsvorgang“ (Gerhard von Rad). Sühne soll bewirkt werden! Die russische Bibel (russisches Bibelamt Moskau 1994) gibt die Texte exakt übersetzt wieder. Für das griechische (ex)-hilaskomai = sühnen, versöhnen, hat sie mehrere Wörter, die „hell machen, reinigen, wieder gutmachen, läutern“ bedeuten. In Hebräer 2,17 hat sie für hilaskesthai das Wort Begnadigung (gleicher Wortstamm wie im aaronitischen Segen: – und er sei dir gnädig). Das gelegentliche ex- vor hilaskomai mag hinweisen darauf, dass die Sühne – die Reinigung – vollständig ist. Das „Entsühnen“ liefe auf Entreinigen raus – Unsinn! Es muss dabei bleiben: Christ ist erschienen, uns zu VERsöhnen. Auskunft gibt das Theol. Wörterbuch zum NT, Band 3, ab S. 301, Bearbeiter Büchsel. Ich bin heilfroh, dass ich kein entsühnter Mensch bin. Ich bin zutiefst dankbar dafür, dass ich durch Christus ein entsündigter und mit Gott versöhnter Mensch bin!

Siegfried Kaufmann (Pfarrer i.R.), Bad Salzungen

Verlag und Herausgeber:

Offensive Junger Christen – OJC e.V.
Pf. 1220, 64382 Reichelsheim

Alle Rechte beim Herausgeber

Redaktion:

Konstantin Mascher (verantwortl. für Inhalt; V.i.S.d.P.) in Zusammenarbeit mit Írisz Sipos (Stellv.), Cornelia Geister, Angela Ludwig, Petra Molzahn, Klaus Sperr, Birte Undeutsch

Schlussredaktion: A. Ludwig

Produktion und Layout:

Birte Undeutsch mit Piva & Piva, Studio für visuelles Design, Darmstadt

Druck: Lautertal-Druck Bönsel GmbH

Unsere Adressen:

OJC-Zentrale, Redaktion, Buchhaltung, Gemeinschaft

Helene-Göttmann-Str. 1
64385 Reichelsheim
Pf. 1220, 64382 Reichelsheim
Telefon: 06164 930-90
Telefax: 06164 930-930

Redaktion: redaktion@ojc.de
Zentrale: reichenberg@ojc.de
Website: www.ojc.de

Erfahrungsfeld

Schloss Reichenberg

Telefon: 06164 9306-0
Telefax: 06164 9306-33
schloss@ojc.de

Reichelsheimer Europäisches Jugendzentrum, Gästehaus

Telefon: 06164 55395
www.rez-jugendzentrum.de
rez@ojc.de

OJC-Zelle in Vorpommern

Burgstr. 30, 17489 Greifswald
Leitung: Maria Kaißling
Tel: 03834 504092
kaissling@ojc.de

ojcos-stiftung

Joachim Hammer
Telefon: 06164 9309-312
hammer@ojcos-stiftung.de

Versand – Dorothea Jehle

Telefon: 06164 9309-320
versand@ojc.de

Der Freundesbrief der Offensive Junger Christen erscheint 4 x jährlich zum kostenlosen Bezug. Die Dienste der Offensive Junger Christen mit dem Deutschen Institut für Jugend und Gesellschaft werden von Spenden getragen. **Jeder kann durch seinen Beitrag mithelfen, dass die Arbeit weiter getan werden kann. Danke!**

Unsere Spendenkonten:

Offensive Junger Christen – OJC e.V.

Evangelische Bank e.G.
Kto.-Nr. 4101057
BLZ: 520 604 10
Für SEPA-Überweisungen
BIC: GENODEF1EK1
IBAN: DE06 5206 0410 0004 101057

Postfinance Basel (Schweiz)
Kto.-Nr. 40-30400-1

ojcos-stiftung

Evangelische Bank e.G.
Kto.-Nr. 400 470 1
BLZ: 520 604 10
Für SEPA-Überweisungen
BIC: GENODEF1EK1
IBAN: DE78 5206 0410 0004 004701

Zahlungen für Seminare nur an:

Offensive Junger Christen – OJC e.V.
Tagungs- und Begegnungsstätte
Volksbank Odenwald eG
Kto.-Nr. 201 710 982
BLZ: 508 635 13
Für SEPA-Überweisungen
BIC: GENODE51MIC
IBAN: DE51 5086 3513 0201 7109 82

Mit **SEPA-Überweisungen** können Sie aus 30 EU-Staaten und der Schweiz kostengünstig Überweisungen in Euro auf unsere Konten beauftragen. Bitte geben Sie bei Ihrer Spende im Feld **Verwendungszweck** Ihre Adresse oder Freundesnummer (siehe Adressaufkleber) an. Nur so können wir Ihre Spende eindeutig zuordnen und Ihnen die Zuwendungsbestätigung ausstellen.

OJC-Sonntagsgottesdienste

• einmal im Monat – im REZ

Herzliche Einladung zu den Gottesdiensten der OJC für die ganze Familie mit Kinderprogramm (s. Termine)

Beginn: 11:00 Uhr, anschl. Bring & Share

Ort: Reichelsheimer Europäisches Jugendzentrum (REZ), Bismarckstraße 8, 64385 Reichelsheim/Odw.

Die Fremden verstehen – kulturelle Vielfalt als Lernfeld und Segen

• OJC-Seminarwochenende vom 16.–18. Oktober

Ein Seminarwochenende für Jesus-Nachfolger, die sich fragen, wie das Zusammenleben und -arbeiten von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen fruchtbar gelingen kann.

Wie können sich unsere Begegnungen am Arbeitsplatz, in der Schule, in der Uni, in der Nachbarschaft und in unseren Gemeinden von „fremd“ zu „vertraut“ wandeln? Wie können wir (Vor-)Urteile erkennen und überwinden? Welche Verstehenshilfen und Herausforderungen finden wir in der Bibel? Das Seminar beinhaltet Impulse, Gesprächsrunden, Bibelarbeit und interaktive Elemente zum Thema „Kultur“. Auch Feiern und vielsprachiges Singen wird nicht zu kurz kommen.

Kosten: Übern./Verpfl. 94–124 € / Seminargeb. 60 €

Team: Ute & Frank Paul (lebten in Argentinien), Michael Wolf (lebt in Deutschland), Dr. Jürgen Friedrich (lebte in der Türkei)

neu: OJC-Osamentag in Reichelsheim

• 5. Dezember, 9:30–17:00 Uhr – Einstimmung auf den Advent

Begrüßung und Impuls zur Stille, einfaches Mittagessen, Zeit zur Stille, gemeinsamer Abschluss. **Zusätzliches Angebot (bitte anmelden):** Sonntagsbegrüßung, Übernachtung und OJC-Gottesdienst am Sonntag

Kosten: 15 € (erm. 10 €, incl. Mittagessen, bis 17 Uhr), 25 € mit festl. Abendessen + ÜN + Frühstück.

Team: Ursula Räder, Christa Belz u.a.

REICHELSCHEIM

Info und Anmeldung zu Seminaren

Monika Wolf • Tel. 06164 55395 • tagungen@ojc.de

Alle Termine unter: www.ojc.de/veranstaltungen

Kosten (i.d. Regel): Tagung 60 €, Ü/V 94–124 €

Anmeldeschluss: 14 Tage vor Beginn der Tagung

GREIFSWALD | WEITENHAGEN

OJC Greifswald in Zusammenarbeit mit dem Haus der Stille

Hauptstraße 94, 17498 Weitenhagen

www.weitenhagen.de

Tel. 03834 80330 • kaissling@ojc.de

Ihre Teilnahme soll nicht an den Kosten scheitern.

Mai

- 8.–9. „Verletzliche Mission“ – Impulse zur Vermeidung von Abhängigkeiten in der weltweiten missionarischen Arbeit. Marburg – mit Frank Paul.
Info: www.mbs-akademie.de
14. **Tag der Offensive** – Himmelfahrt feiern mit der OJC-Gemeinschaft. Siehe Rückseite und www.ojc.de/tdo
- 14.–16. **OJC-Studien- und Begegnungstage** – Reichelsheim
- 22.–25. **Dünenhof-Festival/Die Jesuskonferenz** – Cuxhaven
Das OJC-Jahresteam im Kinderprogramm, Seminare mit Ute und Frank Paul: „Leben in Gemeinschaft“ und „Mission auf Augenhöhe“.
Info: www.duenenhof.org/de/tagungendetail/?id=229
31. **OJC-Gottesdienst** im REZ, 11:00 Uhr
31. **Erlebnisführung im Erfahrungsfeld Schloss Reichenberg** für Einzelgäste und Familien, 14:30–16:00 Uhr (Bitte anmelden s. rechts).

Juni

18. 9:00–15:00 Uhr, **Fortbildung für Lehrer/-innen: Soziales Lernen praktisch.** Handwerkszeug aus dem Erfahrungs- und Methodenschatz vom Erfahrungsfeld Schloss Reichenberg. Bei Landesschulamt und Lehrkräfteakademie (Hess. Bildungsministerium) akkreditiert.
Kosten: 35 €
Info und Anmeldung: ute.paul@ojc.de
20. **Öffentliche Schlossführung, 15.00 Uhr.**
Eintritt frei, keine Anmeldung nötig

Juli

5. **OJC-Gottesdienst** im REZ, 11:00 Uhr

August

2. **OJC-Gottesdienst** im REZ, 11:00 Uhr
(ohne bring & share)

September

- 4.–6. **Communio-Forum** – Familienkommunität Siloah mit Konstantin Mascher.
Info: www.communio-netzwerk.de
6. **OJC-Gottesdienst** im REZ, 11:00 Uhr
6. **Erlebnisführung im Erfahrungsfeld Schloss Reichenberg** für Einzelgäste und Familien, 14.30–16.00 Uhr (Bitte anmelden s. rechts).
13. **Tag des offenen Denkmals** – Schloss Reichenberg, 14:00–17:00 Uhr (ohne Anmeldung willkommen!)
- 18.–20. **OJC-Seelsorgekurs in Weitenhagen bei Greifswald,** (s. rechts)

Oktober

2. **Fest des Runden Tisches für internationale Verständigung in Reichelsheim**, Ev. Gemeindehaus, Rathausplatz 3, **Info:** annemarie@knichel.net
4. **OJC-Gottesdienst** im REZ, 11:00 Uhr
4. **Erlebnisführung im Erfahrungsfeld** für Einzelgäste und Familien, 14:30–16:00 Uhr (Bitte anmelden s. u.)
10. **Impulstag Jesus Unites 2.0 Mitte**, 10:00–18:00 Uhr Freie ev. Gemeinde Gießen, mit Ute und Frank Paul Seminar + OJC-Büchertisch, **Info:** www.feg-giessen.de
- 16.–18. **OJC-Seminarwochenende:** Die Fremden verstehen – kulturelle Vielfalt als Lernfeld und Segen (s. links) **Info:** www.ojc.de
- 23.–25. **OJC-Seelsorgekurs in Weitenhagen bei Greifswald**, (s. rechts)
- 24.–25. **Reichelsheimer Märchen- und Sagentage.** Die OJC ist mit eigenem Programm im Jugendzentrum dabei.

November

1. **OJC-Gottesdienst** im REZ, 11:00 Uhr
- 13.–15. **OJC-Männerseminar.** Team: Konstantin Mascher u.a. mehr Infos siehe rechts
- 27.–29. **OJC-Seelsorgekurs in Weitenhagen bei Greifswald**, (s. rechts)
28. **Männertag** in Brandenburg (bei Berlin) 10:00–17:00 Uhr **Mannsein zwischen Softie und Macho.** Warum ein positiver Zugang zu unseren Aggressionen so wichtig ist. **Ort:** 16727 Oberkrämer/Vehlefan. **Team:** Konstantin Mascher u.a. **Info:** www.wiedenest.de/termine/maennertag-in-berlin-brandenburg-2015.html

Dezember

5. **neu: OJC-Oasentag** – Einstimmung auf den Advent, siehe links
6. **OJC-Gottesdienst** im REZ, 11:00 Uhr

Maß halten:

Der Weg des Bieres – der Weg des Mannes

Bierbrauen und Selbsterkenntnis über 2 Wochenenden!

• 13.–15. November 2015, wird fortgesetzt am

• 8.–9. Januar 2016

Maß halten ist nicht nur Motto des Oktoberfestes, sondern Thema unseres Männerseminars. Es ist eine Lebensübung – beim Biertrinken und im Umgang mit mir und anderen: eine leibliche und geistliche Lebenshaltung zugleich. Bier kann Genuss sein und das Brauen ein Abenteuer. Auf sorgsame Herstellung und beharrliches Warten folgt geduldiges Reifenlassen. Ein wahres Kulturprodukt! Beim gemeinsamen Brauen wollen wir dem Mannsein auf die Spur kommen. Am ersten Wochenende soll uns der praktische Brauprozess einiges über männliche Eigenheiten lehren. Bis zum folgenden WE reifen das Bier und unsere Einsichten. Wenn wir dann das Ergebnis dieser Gärung in den Händen halten und genießen, tauschen wir uns über das Erfahrene aus. Ein Seminar über Bier, Gott und die Welt des Mannes.

Team: Konstantin Mascher, Jeppe Rasmussen.

Kosten: November 2015: Übern./Verpfl. 124 € / Seminargeb. 81 € (REZ), Januar 2016: Übern./Verpfl. 82 € / Seminargeb. 60 €, (Tannenhof) **Info:** www.ojc.de/veranstaltungen

IN WEITENHAGEN

OJC-Seelsorgekurs Herbst 2015

Der Mensch in der Krise

• 18.–20. September, 23.–25. Oktober, 27.–29. November

Drei Wochenenden zu den Themen: I. Angst und Einsamkeit; II. Leiden und Sterben, III. Belastungen und Bindungen Ein Angebot für Laien wie auch für Vollzeitmitarbeiter in den Gemeinden. Neben der Vermittlung von Grundkenntnissen über psychologische und soziale Zusammenhänge sollen die Teilnehmer dazu angeregt und ermutigt werden, im Licht des Wortes Gottes in eine aktive Auseinandersetzung mit sich selbst zu kommen.

Referenten: Maria Kaißling, Rudolf M. Böhm und Team **Übernachtung/Verpflegung:** 90 €, Seminar 40 € (je pro Wochenende). Die drei Wochenenden bilden eine Einheit und können nur als Ganzes belegt werden.

Anmeldung: www.weitenhagen.de, kaissling@ojc.de



Erfahrungsfeld SCHLOSS REICHENBERG

Jetzt anmelden für 2015!

Gemeinsam dem Wasser einen Weg bahnen.

Die Stille der Waldkirche genießen.

Im Rittersaal miteinander Aufgaben lösen.

Die große Team-Wippe ausbalancieren.

Ins Verlies absteigen.

Das und noch viel mehr ist das

Erfahrungsfeld Schloss Reichenberg!

Erlebnisfreudige Gruppen sind eingeladen, an unseren Aktionsangeboten Phantasie, Kreativität und Teamgeist zu entfalten. In unseren **kürzeren oder längeren Programmen** können Erwachsene, Kinder oder Jugendliche unter Anleitung neue Einblicke gewinnen, erstaunliche Erfahrungen machen und Impulse zu Lebens- und Glaubensfragen mit nach Hause nehmen.

Die **Themenbereiche** sind ♦ Miteinander unterwegs ♦ Glauben & Leben ♦ Lebendige Schloss-Geschichte

Unser Team freut sich auf Ihren Besuch und steht für Rückfragen zur Verfügung. **Kontakt:** Simon Heymann • Telefon: 06164 9306-0
E-Mail: erfahrungsfeld@ojc.de, www.schloss-reichenberg.de

Besuchen Sie unsere neue Internetseite: www.schloss-reichenberg.de

14. Mai 2015

Herzliche Einladung zum Tag der Offensive

Lebe! alltaGstauGlich. himmelWärts

Tagesprogramm

9:30 Uhr Begrüßung mit Hefezopf und Kaffee an der Reichenberghalle Konrad-Adenauer-Allee 1 64385 Reichelsheim

10:00 Uhr OJC-Gottesdienst für die ganze Familie in der Reichenberghalle Predigt: **Pfr. Hanspeter Wolfsberger**, Betberg

12:00 Uhr Mittagessen und Kaffee auf Schloss Reichenberg mit Gang über das Burggelände

17:00 Uhr Gemeinsamer Abschluss mit Ermutigung und Wegzehrung in der Reichenberghalle. Sendung mit Konstantin Mascher (Prior der OJC). Reiseseegen

Workshops

14:30 bis 16:30 Uhr:
OJC & friends im Gespräch

1. Starke Ehen: Gemeinsam leben und glauben! Dave und Claudia Arp

2. Internationale Zusammenarbeit mit Menschen vor Ort.

Frank Paul | Dr. Jim Harris (Kenia)

3. Erfahrungsfeld – Aktionen, Methoden, Chancen. Ute Paul u.a.

4. Kinder und elektronischer Medienkonsum.

J. Rasmussen | H. Dangmann

5. Leib – Liebe – Leben. Zum Gender Mainstreaming.

C. R. Vonholdt | R. Pechmann

6. Kontroverse um den Bildungsplan 2015. G. Stängle | K. Mascher

7. Basics – Was wirklich zählt.

H. Wolfsberger | M. Kaissling

8. Liturgisch leben mit dem Kirchenjahr. Klaus Sperr

9. Kurs halten: Mit Gott durchs Studium. Rudolf M. Böhm

10. Im Tanzschritt aus dem Alltags-trott. Ursula Räder | Silke Ritter

Kinderprogramm

Alle Kinder sind beim ersten Teil des Gottesdienstes dabei.

Im zweiten Teil gehen unsere Teams mit den Kindern in eigene Programme.

Mutter-Kind-Raum mit Videoübertragung. – Kinderbetreuung für **Kindergartenkinder** während des Gottesdienstes und nachmittags während der Nachmittags-Workshops. Am Nachmittag Angebot eines **Eltern-Kind-Cafés**. Raum für Begegnung und Gespräch.

Tagesprogramm für **Schulkinder (bis 5. Klasse)**. – Alle Sportbegeisterten ab 8 Jahre bitte Hallenschuhe mitbringen.

Für alle **Jugendlichen ab der 6. Klasse:** OMG-Jugendtag. Originell – missionarisch – genial.

14.-16. Mai Tage der Begegnung

Die Gelegenheit, uns näher kennenzulernen, mehr über den OJC-Auftrag zu erfahren und alten und neuen Freunden zu begegnen!

Anmeldung und mehr Informationen
www.ojc.de/tdo